Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 15 (1933)

Heft: 35

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 1. September 1933 — Erscheint jeden Freitag — 15. Jahrgang Nr. 35

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Schweiz.

Bevor das eidgenössische und das kantonalbernische Parlament zu schwerbeladenen Herbstsessionen zusammentreten, taucht sich die Bundesstadt in ein Meer von „Licht und Strahlen", das die Nächte zu farbenglühenden Tagen wandelt. Gewaltige Vorbereitungen hat das Lichtfest verlangt. Ein überreiches Programm verrät, daß sich alle volkstümlichen Künste, vor allem aber Gewerbe und Industrie, in den Dienst des Lichtgottes gestellt haben. Den Bundeshäusern mit ihren vorgelagerten öffentlichen Terrassen fällt unter den Beleuchtungseffekten eine erste Rolle zu. Doch im Gegensatz zu den Raketenwundern, die an den großen politischen Veranstaltungen Deutschlands — zunächst wieder am nationalsozialistischen Parteitag in Nürnberg — zum Himmel flammen, werden die Bernerstrahlen erlöschen, sobald die hohe Politik die Arena beansprucht. Aller Glanz, der jetzt allnächtlich aus den Regierungshäusern strahlt, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß darin Frau Sorge umgeht. „Um wie viel leichter könnte es die Schweiz haben, meinte ein unser Volk gut kennender ausländischer Politiker, wenn in diesem gesegneten Lande die Sorgen nicht noch aufgebauscht und politisch ausgemünzt, wenn nicht Regierung und Regierungssystem für ein und alles verantwortlich gemacht würden". Zur innerpolitischen Sorge der Herstellung des Budgetgleichgewichtes gesellen sich mannigfache Unannehmlichkeiten, die der obersten Landesbehörde aus dem Verhältnis zum deutschen Nachbarlande erwachsen. Ein Grenzverletzungsfall reiht sich an den andern. Nicht genug an den wirklich vorgekommenen, gibt es sogar rein erfundene, die momentan die Gemüter erregen. Ein krasser Fall an der Schaffhausergrenze in Ramsen veranlaßte den Bundesrat, diplomatische Schritte in Berlin zu unternehmen. Diese waren von Erfolg begleitet. Der über die Schweizergrenze auf deutschen Boden verschleppte tschechoslowakische Schmuggler ist bereits frei in die Schweiz zurückgekehrt. Es bleibt nur noch abzuwarten, ob die zugesicherte Bestrafung der übereifrigen deutschen Polizeifunktionäre erfolgt. Für unsere Bundesbehörde ist es keinesfalls angenehm, wenn sie sich für derartige dubiose Ausländer einsetzen muß, nur weil sie sich zufällig in der Schweiz niedergelassen haben. Von Bern aus gesehen mutet es sonderbar an, daß im fortschrittlichen Kanton Schaffhausen Schmuggler ein so romantisches Dasein führen können, wie es die eben erledigte Affäre beweist.

Eine andere für unser Wirtschaftsleben höchst bedenkliche Tatsache ist diejenige, daß mit Deutschland hinsichtlich des Transfermoratoriums bis jetzt keine befriedigende Regelung erreicht werden konnte, so daß sich die Einführung des Zwangsclearings mit diesem Lande gebieterisch aufdrängt. In gewissen Bankkreisen hat man das schon lange verlangt. Man bucht da jeden Tag der Verzögerung als eine Einbuße. Auch nicht gerade zum Erfreuenden gehört es, daß eine gewisse ausländische Presse in Frankreich, Belgien, England sich recht angelegentlich mit dem Verhältnis der deutschen Schweiz zu Deutschland befaßt und dabei die Schweiz und Oesterreich „gleichschaltet". Nun besteht da doch ein fundamentaler Unterschied. Die Schweiz hat nie eine Anschlußbewegung gekannt und gehätschelt, wie das in Oesterreich geschehen ist. Sie hat dem Nationalsozialismus gegenüber kein Rad rückwärts zu drehen. Diese Heraklesarbeit bleibt einzig der österreichischen Dollfuß-Regierung überlassen.

Die eidgenössischen parlamentarischen Kommissionen beeilen sich, für die Herbsttagung ihre Geschäfte beratungsreif zu machen. Unter dem Vorsitz von Nationalrat Seiler hat die nationalrätliche Kommission für das Schweiz. Strafgesetzbuch am 28. und 29. dies in Grindelwald die bestehenden Differenzen zu Ende beraten. Der Artikel über die straflose Unterbrechung der Schwangerschaft wurde im Sinne des von der Kommission früher grundsätzlich gefaßten Beschlusses bereinigt. Es ist das die Fassung, die von einer Berner Frauenversammlung seinerzeit als die annehmbarste bezeichnet wurde. Beigefügt wird dem Artikel eine Bestimmung, wonach der Arzt, der die im Fall unmittelbarer Gefahr vorgenommene Unterbrechung der Behörde anzuzeigen unterläßt, mit Haft oder Buße bestraft wird.

Ausland.

Neuerdings lenkt sich die Aufmerksamkeit wieder stark dem Schicksal des Saargebietes zu, über das bekanntlich im Jahr 1935 durch Volksabstimmung entschieden werden soll. Gemäß Artikel 49 des Vertrags von Versailles wird sich die Saarbevölkerung über drei Lösungen auszusprechen haben: Anschluß an Frankreich, oder Anschluß an, resp. Rückkehr zu Deutschland, oder Fortdauer des jetzigen Zustands der Neutralität unter der Souveränität des Völkerbundes. Bis vor kurzem bestand kein Zweifel, daß sich das Saarvolk mit überwältigendem Mehr für die Rückkehr zu Deutschland entschließen werde. Darüber war man auch stets in Frankreich im klaren. Um die moralische Schlappe des kommenden Plebiszites von Frankreich abzuwenden, zeigten sich weitsichtige französische Staatsmänner bereit, mit Deutschland zu verhandeln, um schon von 1935 durch ein gütliches Abkommen unter für Frankreich günstigen Bedingungen eine vorzeitige Rückkehr der Saar zu Deutschland zu ermöglichen. Die Bestrebungen Briands in dieser Richtung waren 1930 gescheitert. Nun haben sich die Verhältnisse im Saargebiet seit Beginn der Hitlerregierung etwas geändert. Immer noch besteht die Neigung zu Deutschland, aber nicht durchwegs zum Nationalsozialismus. Unter der sozialistischen und kommunistischen Arbeiterschaft der Saar zeigt sich eine Strömung, die darauf ausgeht, die Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes zu erreichen. Demgegenüber entfalten die Nationalsozialisten im Saargebiet von Deutschland her unterstützt eine starke Propaganda. Zu einer imposanten Treuekundgebung der Saarländer, die letzten Sonntag beim Niederwald-Denkmal am Rhein stattfand, war Reichskanzler Hitler von der Ostgrenze her im Flugzeug erschienen. In einer großen Rede erklärte er, an der Tannenberg-Denkmalfeier habe man feierlich bekundet, daß die Rechte der Gegenwart zu wahren seien. „Hiezu gehört auch die Rückkehr des Saargebietes zum Reich". Der Kanzler betonte den Friedenswillen Deutschlands und die Bereitschaft mit Frankreich neuerdings zu verhandeln, um die Rückkehr der Saar in kürzester Frist zu erreichen. „Aber Frankreich muß wissen, daß das Reich so wenig auf die Saar verzichten kann, als die Saar auf das Reich." Eine gleichzeitige sozialistische Gegenkundgebung in Neunkirchen erklärte sich dagegen für ein freies Saargebiet, das als Vermittler zwischen Frankreich und Deutschland zu dienen hätte. Die Frage ist nun die, ob Frankreich zu neuen Verhandlungen bereit sei. Französische Stimmen für die Wiederaufnahme werden laut mit der alten Begründung, es müsse die Volksabstimmung aus Prestigerücksichten vermieden werden. So besteht die Hoffnung, daß Berlin und Paris sich zusammenfinden, um auf gütlichem Wege das Schicksal des Saargebietes zu entscheiden. J. M.

Technik im Dienst des Lebens.

Der „Fliegende Doktor".

Vor einigen Monaten wurde an dieser Stelle erzählt, wie Mittelholzer und sein Flugzeug einer im Ausland schwer erkrankten Frau zum Lebensretter wurden. Daß das Flugzeug in schwer zugänglichen Gegenden schon heute dauernd in den Dienst der Krankenbehandlung und -Pflege gestellt wird, schildern die nachfolgenden Meldungen:

ß. Welche Ausdehnung und welche Bedeutung der Flugdienst für die Heilkunde gewonnen hat, davon haben wir, die wir in unsern zivilisierten Ländern den Arzt stets in der Nähe haben, keinen rechten Begriff. Eine unendliche Wohltat wird dadurch den Siedlern in den Hinterwäldern von Australien und den weiten arktischen Wüsten Nord-Kanadas zuteil. Während früher hier ein Verwundeter oder Kranker aus Mangel an ärztlicher Pflege leicht sterben konnte, werden jetzt durch den Flugdienst viele Menschenleben gerettet. Der fliegende Arzt und der fliegende Krankenwagen sind eine der großen Gaben, die die moderne Technik der Wildnis gespendet hat.

Allerdings erfordert dieser ärztliche Dienst Anstrengungen und Kühnheit, wie sie nur von opferfreudigen Menschenfreunden aufgebracht werden. Aufregende Dramen sind für den fliegenden Krankenwagen eine Alltäglichkeit. Da kommt zum Beispiel eine drahtlose Meldung aus einer vorgeschobenen Pioniersiedlung aus dem nördlichen Alberta nach Edmonton in Kanada, die den Ausbruch einer Diphtherie-Epidemie unter den Indianern meldet. Ein Flugzeug wird ausgerüstet, das das kostbare Serum 600 Kilometer weit über vereiste Wüsten nach Fort Vermillion bringt. Der leichte Zweisitzer muß 48 Stunden lang mit Schneestürmen kämpfen, bis er an Ort und Stelle bei einer Temperatur von 38 Grad unter Null anlangt. Aber das Serum ist glücklich herbeigeschafft, und viele Leben können dadurch gerettet werden. Der ärztliche Versorgungsdienst durch die Luft in Nord-Kanada führte im vergangenen Jahre 45 solcher Flüge aus, die fast immer Rettung in höchster Not, im letzten Augenblick brachten.

Eines Abends spät bringt ein Indianer einen Schlitten in ein Bergwerkslager im nördlichen Quebec; seine Last ist ein Mann, den er bewußtlos im Schnee mit erfrorenen Händen und Füßen gefunden hat. Die Kälte bei der Ankunft dieses Krankentransportes ist 50 Grad unter Null; kein Arzt ist im Lager, keine Hilfe meilenweit in der Umgegend. Aber am nächsten Tage erscheint der fliegende Krankenwagen. Der Verunglückte wird in die Kajüte gebracht, und der Führer sieht sich in der Lage, bei tobendem Schneesturm aufsteigen zu müssen, während er nicht weiß, ob er noch genug Brennstoff hat, um die nächste 300 Kilometer entfernte Stadt zu erreichen. Aber er zögert nicht. Es ist ein verzweifelter Flug. Der fegende Schnee ist so dicht, daß es unmöglich ist, auch nur 10 Meter weit zu sehen. Ein Absturz bedeutet sicheren Tod, denn der Pilot hat eine mit Schnee bedeckte, tief zerklüftete Gebirgskette zu überfliegen. Er fliegt blind und muß trotz dem schweren Gewicht, mit dem der Schnee auf den Flügeln ruht, in einer Höhe von mehr als 1000 Meter fliegen. Es gelingt ihm, die höchsten Erhebungen gerade noch mit einigen Fuß Zwischenraum zu überwinden, und mit der letzten Petroleum-Kanne, die ihm noch übrig bleibt, landet er am Bestimmungsort, wo der Kranke sofort in Pflege genommen wird.

Ein andermal wird im nördlichen Britisch-Columbia in einem Goldgräberlager, das rings von hohen Bergen umschlossen ist, ein Mann durch einen Unfall schwer verwundet. Die nächste Stadt ist Hunderte von Meilen entfernt. Von einem Amateur wird rasch eine drahtlose Sendestation in Ordnung gebracht, und es glückt ihm, mit Telegraph Creek, 500 Kilometer entfernt, in Verbindung zu treten. Ein Flugzeug geht ab. Es ist zwar Sommer, aber Stürme sind in diesen Gegenden sehr häufig, und der Führer wird von einem solchen überrascht, so daß er im wilden Gestrüpp niedergehen muß. Nach diesem gefährlichen Zwischenfall kommt er glücklich in das Lager und nimmt den Verunglückten auf, dessen Oberkörper schwere Brandwunden und Schnitte aufweist. Auf dem Rückweg nach White Horse im Yukon-Gebiet kommt der fliegende Krankenwagen wieder in einen Sturm und muß in der Nacht an einem kleinen unbekannten See landen, um besseres Wetter abzuwarten. Als das Flugzeug die Strecke von 500 Kilometer glücklich zurückgelegt hat, ist der Kranke dem Tode nahe, aber es glückt, ihn dem Leben zu erhalten.

Besonders in Australien haben die riesigen Entfernungen und die Einsamkeit der einzelnen Siedlungen in der Wüste den ärztlichen Flugdienst zur Notwendigkeit gemacht.

Diese Meldungen aus den „Basler Nachrichten" werden vorzüglich ergänzt durch Schilderungen einer Arztfrau, Mrs. Walker, die über die Entwicklungsgeschichte dieser Pionierarbeit erzählt:

Viele große Worte sind gesprochen und gedichtet worden von den Pionieren, die tiefe Furchen in die Erde des Landes zogen und selbst zur Saat wurden, die sterben mußte, damit das Neue, die Zivilisation, wachsen konnte.

Zwanzig Jahre sind es her, da lehnte sich Pastor John Flynn, von der Australischen Inlandmission, auf in Schmerz und Empörung angesichts der furchtbaren Spuren, die diese Opfer zurückgelassen haben: Kindergräber, die niemals gegraben zu werden brauchten; Geschichten von starken Männern, die tief im Innern des Landes den Tod derer starben, die menschlicher Hilfe nicht erreichbar sind, und, furchtbarer noch, die Erzählungen von den Frauen, die Mütter wurden, da draußen in der Wildnis, und die, jung und kräftig, sterben mußten, weil es ihnen an Hilfe und Pflege gebrach.

Wenn dieser John Flynn auf seinem Kamel durch die einsamen Gegenden ritt, in die ihn seine weiten Missionsreisen führten, dann träumte er von Krankenstationen, einer Kette von Krankenstationen im Innern von ganz Australien. Es schien eine unmögliche Idee zu sein, der Schwierigkeiten waren zu viele, unübersteigbare. Aber der Mann war nicht bloß ein Träumer, er wußte zu handeln, wenn es galt.

Er erzählte einflußreichen Männern, mit denen seine weiten Reisen ihn in Berührung brachten, von seiner Idee. „Lächerlich," erklärten einige. „Ganz unmöglich" lehnten andere ab. John Flynn hörte sich mit freundlichem Ernste ihre Einwände an und träumte weiter seinen Plänen nach; aber die, mit denen er gesprochen hatte, konnten die Persönlichkeit des Mannes und seine „unmöglichen" Ideen nie wieder ganz vergessen.

Und schließlich, mit Hilfe einiger entschlossener Geschäftsleute und dank der Unterstützung, die er von seiten der Frauen, der Städterinnen wie der Farmersfrauen auf dem Lande, erfuhr, wurde sein Traum doch zur Wirklichkeit.

Dreizehn Krankenstationen entstanden nach und nach. Die beiden Krankenpflegerinnen, die dort stationiert waren, wurden nicht nur auf Grund ihres technischen Könnens und ihrer Zeugnisse, sondern auch unter Berücksichtigung ihrer Persönlichkeit, charaktermäßigen Eignung und Anpassungsfähigkeit gewählt. Bald stellten sich aber diese „Krankenhäuser", die ja nur eine Art Sanitätsposten waren, als unzulänglich heraus, denn in Fällen schwerer Erkrankung starben doch die meisten Patienten, ehe Hilfe kam.

Nun wurde die Entwicklung des Radios und des Flugwesens verfolgt. Es galt, kleine Sendeapparate zu konstruieren, zwecks Verteilung unter die Siedler der betreffenden Distrikte, denn es lag auf der Hand, daß ein ärztlicher Luft-

Das Bluturteil.

Von Maria Waser.

(Schluß) 6

Einmal brach der Forst plötzlich ab. Zwischen Wald und Wald, steil über der Aare, hing eine kleine fahle Wiese, und die halb entschleierte Sonne entlockte ihr einen schwermütigen Atem. Frau Suzanne schrak auf und blickte um sich wie suchend, und plötzlich glitt sie vom Pferd herunter und eilte nach jener Stelle, wo dem kargen Gras neben vorragendem Felsgrund große blaßviolette Inseln entwucherten, und warf sich auf den Boden wie ein Kind und barg ihr Gesicht in den ernsthaft duftenden Kissen des Thymian . . .

Und nun war doch auf einmal so manches wieder, was einen Sinn hatte: die weite goldviolette Ebene, weich gewellt und wie leise bebend unter der süßen perlmutterfarbenen Luft. Goldene Schafe wogten darüber hin wie Abendwölkchen. Oft kamen sie nahe heran und hatten liebe dumme Augen, und die kleinsten waren weiß mit feuchten rosaroten Mäulchen. Aber dahinter, hinter all den süßen Wellen aus Perlmutter und Gold und weicher duftender Wärme die königlichen Gärten, so feierlich mit den weißen Steinbildern an grünen Wänden und dem funkelnden Regenbogenzauber aus hundert Fontänen. Ach, daliegen und warten, bis Papa kam von den feierlichen Gärten her auf dem feinen weißen Pferd und in seinem wunderschönen Offizierskleid! Dann fand er sie wohl nicht gerade — denn sie lag verborgen hinter der kleinen Hecke — und rief nach ihr und suchte sie . . . Der Jubel, wann er sie aufhob und küßte: „Suzon, ma petite Suzon!" und immer wieder küßte . . .

Frau Suzanne lächelte mit geschlossenen Augen vor sich hin: Seltsam, dieses Bild . . . Ob sie einmal so auf der Thymianwiese gelegen unter dem kleinen französischen Landhaus ihres Vaters und auf ihn gewartet hatte oder hundertmal — sie wußte es nicht; aber dies war nun zum Bild ihrer frühen Kindheit geworden, der mutterlosen und doch an Träumen und Liebe so reichen Kindheit. Und dann noch das andere Bild, das wunderbare, das zur Geschichte wurde in ihrem jungen Leben. Als sie mit Papa nach Paris ging — sie hatte sich so gefreut, und nun war es doch eine Enttäuschung: die vielen Häuser und die engen Gassen mit dem schlechten Geruch und dann schließlich zwischen mächtigen Palästen in einem angstvoll umschlossenen Hof dieses erschreckend hochgereckte schmale Gebäude mit den unheimlichen dunkelveraderten blinden Fenstern — sie hatte ein solches Grauen, daß der Vater sie fast mit Gewalt hereinzerren mußte. Und dann das Wunder: draußen Stein und Blei und dunkel brütendes Glas, drinnen ein himmelhohes Gewölbe aus Licht und Flamme, ein unendliches hundertfaches Glühen, daß sie vor schmerzhaftem Glück zu Boden sank. Papa nannte es die Heilige Kapelle, und nun wußte sie, was heilig war: das was außen ernst und still und unverständlich schien, aber innen Glut war und tausend Lichter. Und daher der geheime Plan, selber eine Heilige zu werden. Wie sie die alten, vertragenen Kleidchen hervornahm und aus den Locken strenge Zöpfe flocht! Und die Bonbons, die Papa ihr brachte, heimlich vergrub! Oft saß sie stundenlang auf der kleinen Bank an der Mauer. Sie hatte den Samen von weißen Lilien gegessen, sonst nichts, und wartete nun auf das Wunder, daß etwas lilienhaft in ihr aufgehe, und wenn ihr schwach und durchsichtig wurde, meinte sie, schon etwas zu spüren von dem innern Glühen. Und dann, wie Papa es entdeckte und so furchtbar lachen mußte und sie auf die Knie nahm und küßte: „Nein, nein, Suzon, eine Heilige nicht! Dazu gleichst du viel zu sehr deiner schottischen Großmutter, die zwar eine große Jägerin vor dem Herrn war, aber bei Gott keine Heilige!" — das tat sehr weh; aber Papa tröstete sie: „Eine Heilige braucht es nicht, wenn du nur eine gute Frau wirst einst und ein gutes Mütterchen, mehr ist nicht nötig; aber vorerst bist du noch meine kleine Suzon!" Und dann brachte er ihr das goldbraune Pferdchen heim, und das freie lustige Leben begann — bis es plötzlich zusammenbrach.

Frau Suzanne preßte die Hand aufs Herz: Wie weh das heute noch tat! Ah, der erste Abend in dieser fremden düstern Stadt. Der alte starre Großonkel, der sich so unheimlich vor sie hinstellte mit geschlossenen Augen und diese dann plötzlich aufriß und enttäuscht wegwandte: „Kein Zug, kein kleinster Zug aus unserer Familie." Und die Tante, wie sie empört die Hände zusammenschlug über ihren lieben hübschen Kleidern und Mamas Schmucksachen: „Unglaublich, wenn er doch wußte, wie er stand, dich so zu verwöhnen!" Entsetzlich das alles. Und doch kam auch hier noch einmal eine Zeit, wo sie meinte, das heilige Glühen in sich zu spüren. Als sie mit den alten Leuten da hinauszog ins Turmhaus über der Aare und der Verkehr mit dem Gutsnachbar im Bremgartenwald, dem Hauptmann, der dem toten Vater in so manchem glich, Schönes aus dem vergangenen Leben zurückbrachte und das große Neue dazu, da ward es in ihr Licht und Flamme — bis er ihre Heiligenkapelle zertrümmerte mit Worten, die Tugend sein sollten und Mord waren. Warum hatte er damals nicht gut zu ihr geredet — er war sonst so milde — warum diese rasche Entrüstung und die harte Zurückweisung einer Liebe, die sich als Glut der Reinheit bot? Hatte diese Heftigkeit am Ende nicht ihr gegolten, sondern ihm selbst, einem eigenen Verlangen, das seine Bravheit verurteilte? Frau Suzanne richtete sich jäh auf, mit wachen Augen: Ja dann — dann — und es wurde ihr seltsam zumute bei dieser Vorstellung, schmerzlich und doch fast wohl. Aber dann schüttelte sie leise den Kopf: Wozu? Das war nun alles gleich, gleich und dahin. Er lag nun dort draußen unter dem Rabenstein — war das vielleicht schlimmer dort als anderswo? Die Erde ist gut, wo sie uns aufnimmt — und sie saß nun hier, und drüben über der Aare wartete die kleine Madelon, ihr Kind, ihr armes häßliches Kind, daran sie jeden Tag sah, wie es ist, wenn man Leben empfängt ohne Liebe . . .

Ihre Augen suchten über Fluß und Baumkronen hinweg durch die weißlich glänzende Luft das kleine Dorf mit dem feinen alten Kirchlein und etwas weiter noch, zwischen Bäumen, das einsame Haus mit dem Turm. Das schien sehr nahe, und doch war der Weg so weit. Ob sie ihn jemals wieder fand? In einer Stunde wohl sollte sie dort drüben sein, und das alte Leben begann — Madelon — ihr Gatte — und dann kam der Leutnant. Heute war sein Gesicht noch knabenhaft und die offenen Augen so andächtig, und alles war schön; aber es kam doch, wie es kommen mußte, und eines Tages ging auch um diesen herben Knabenmund das wissende Lächeln — und Madelons Beobachteraugen wurden schärfer und ihr kleiner kluger Kopf noch klüger — und dann . . . Frau Suzanne schlug die Hände vors Gesicht: „Mon pauvre vieux!"

Aber plötzlich sprang sie auf. Von irgendwo war

dienst ohne Heranziehung der drahtlosen Telegraphie unwirksam bleiben mußte.

Schließlich kam der Tag, wo auf Grund erfolgreicher Experimente mit dem Sendeapparat die Einrichtung des ärztlichen Luftdienstes möglich wurde, und im Mai 1928 wurde in Cloncurry in Queensland die erste Luftlinie dieser Art in der ganzen Welt feierlich eröffnet.

Dr. Vincent Welch war der erste „Fliegende Doktor," und sein Flugzeug, das bezeichnenderweise „The Victory" getauft wurde, und in dem für den Arzt, eine Krankenpflegerin und den Patienten Raum war, brachte der leidenden Menschheit eines Gebietes so groß wie Deutschland, Dänemark, Oesterreich und die Schweiz zusammengenommen, Hilfe und Sicherheit.

Im ersten Jahre überflog Dr. Welch 20,000 Meilen, untersuchte und behandelte 255 Patienten, hielt Sprechstunden an 26 verschiedenen Orten, landete, wo er zu landen für gut befand — und alles ging glatt und ohne jeden Unglücksfall vonstatten.

Im November desselben Jahres wurde die „Mutterstation" in Cloncurry eingerichtet, und Baby-Sendeapparate mit Stromerzeugung durch Fußantrieb und einem Senderadius von 600 engl. Meilen wurden an entlegenen Orten aufgestellt.

Es ist also heute nicht nur möglich, sondern leicht, ärztliche Hilfe aus Siedelungen herbeizurufen, die bis zu 300 Meilen von der nächsten Telephon- oder Telegraphenstation entfernt sind.

Der „Fliegende Doktor" leistet erste Hilfe, operiert — wenn notwendig, sofort — bringt die Patienten ins Krankenhaus und zieht — falls dies erforderlich ist — andere Aerzte in weniger spärlich besiedelten Bezirken des Landes hinzu.

Es ist heute mehr als zwanzig Jahre her, seit John Flynn zum erstenmale daran dachte, das Innere Australiens auf dem Luftwege ärztlicher Hilfe zu erschließen. Er hat niemals von sich selbst als groß gedacht — er denkt überhaupt nie an sich selbst. Er wird immer der kindlich-geniale, intuitiv-begabte, weitblickende Träumer bleiben, einer von denen,

„deren Träume zu ihnen kommen, wie aus den Wolken und zur Wirklichkeit werden auf unserer Erde."

Man hat das Werk, das die Entfernung überwunden hat und der Isolierung Herr geworden ist, eine der größten Errungenschaften für die Volksgesundheit unseres Jahrhunderts genannt. Jedenfalls hat es den einsamen Frauen und Kindern der Kolonisten Sicherheit gebracht und friedliches Familienleben möglich gemacht in Gegenden, wo es bisher mit den größten Gefahren für Leben und Gesundheit verknüpft war.

Technik im Dienst des Todes.

In Tokio ist soeben eine Schule für den chemischen Krieg gegründet worden. Die zu dieser Schule abkommandierten Offiziere und Unteroffiziere werden in der Giftgastechnik unterrichtet.

Im Andenken an eine Pionierin.

Auguste Schmidt zum 100. Geburtstag.

Heute, da „die alte Frauenbewegung" so vielen Angriffen ausgesetzt ist, ist es uns besonders nahe Pflicht, die Gründerinnen und ersten Trägerinnen der organisierten Frauenbewegung nicht zu vergessen. Die Ausstrahlung dieser Frau, die Mitgründerin und erste Präsidentin des Bundes deutscher Frauenvereine war, zeigen besser als alle feiernden Worte, wie ihr innerstes Wesen das ausdrückte, was auch heute noch allen Frauen als das weibliche Ideal erscheint: echte Mütterlichkeit, Verantwortlichkeit vor Volk und Nation. Daß gerade die Frauenbewegung von Anfang an diese Ideale geglegt hat, geht auch aus diesen Aeußerungen hervor. Im Anschluß an den Kant'schen Satz, daß das Gute, das in den Menschen wohnt, nicht herausgebracht werden kann, weil der erste Zuschnitt fehlt, sagte Auguste Schmidt z. B. bei der 3. Generalversammlung des Bundes zu dem Thema „Erziehungsberuf und Berufsbildung der Frau":

Dieser erste Zuschnitt muß nicht erst in der Schule gegeben werden, sondern bereits im frühesten Kindesalter, und auf ihn bestimmend einzuwirken, ist die Erziehungspflicht der Mutter. Für diese erziehliche Tätigkeit sind aber unsere Mütter durchaus nicht vorbereitet. Es ist bezeichnend für unsere Auffassung von der Stellung der Frau in der Gesellschaft, daß nur diejenigen Mädchen, die auf eine Heirat nicht mit Sicherheit rechnen können, sich auf den Erziehungsberuf vorbereiten, um ihn als Erwerb auszuüben, jene Mädchen aber, die Aussicht haben, eine Familie zu gründen, nur für den Salon, höchstens noch für die Küche ausgebildet werden. Der Beruf der Mutter erfordert aber eine gründliche Ausbildung in der Wissenschaft der Kindererziehung, und diese muß von der Schule gefordert werden . . .

An einer andern Stelle äußert sie:

„. . . Und zu der Freiheit muß die Menschenliebe treten im sozialen Leben. Unsere Aufgabe ist es, diesen Hauch dem Leben der Nation zu geben. Das mütterliche Empfinden auch der kinderlosen Frau soll nutzbar gemacht werden zum Wohl der Menschheit, dann wird die künftige Entwicklung der Welt den Ideen zu verdanken sein, die uns leiten: Der Wahrhaftigkeit, Freiheit und Menschenliebe . . ."

Im Bewußtsein der besonderen Frauenkräfte ruft sie aus:

„. . . Da sei Gott vor, daß wir nur für die Frauen wirkten, nein, wir wollen der Menschheit dienen! Und wenn der Frau einzelne Berufe dauernd verschlossen bleiben sollten, so darf sie sich doch vor allem zur Erzieherin des Menschengeschlechtes berufen fühlen, und zwar auch der männlichen Jugend, bis weit über die Grenze hinaus, die jetzt der weiblichen Erziehungsarbeit gewöhnlich gesteckt wird. Und nach allem darf sie die Hand ausstrecken, was sie zu diesem hohen Beruf im Dienste der Menschheit gut und tüchtig macht . . ."

Frauen- und Kinderarbeit auf den Reisfeldern Italiens.

Daß die Heirat auch in Italien die Frauen nicht von außerhäuslicher Erwerbsarbeit befreit, daß hier ein „Doppelverdienertum" nicht nur geduldet, ja im Interesse der landwirtschaftlichen Produktion sanktioniert wird, entnehmen wir den „Informations Soziales", die mitteilen:

„Die Fürsorge für Saisonarbeiterinnen in der Reiskultur ist in den Händen der landwirtschaftlichen Syndikate, der weiblichen Fasci und der Nationalen Vereinigung für Mutter- und Kinderschutz.

Dies Jahr werden Spezialzüge den Hin- und Rücktransport der Arbeiterinnen besorgen. Die Ueberwachung der Züge, wie auch Verpflegung und Hilfeleistung unterwegs auf allen Linien besorgen die obgenannten Vereine. Wie 1932 werden wieder Kinderkrippen überall da errichtet, wo die mitgebrachten Kinder der Saisonarbeiterinnen es nötig machen. Für 1933 sind allein in der Provinz Mailand Krippen für etwa 1000 Kinder vorgesehen.

Die Anstellung der Arbeiterinnen geschieht nach dem Kollektiv-Arbeitsvertrag für die Saison 1933. In ihm sind alle Anstellungsbedingungen enthalten: Reise, Unterkunft, Ernährung, Lohn, Versicherung etc. Für die diesjährige Saison beträgt der Lohn für 8 Stunden Arbeit 9.50 Lire für Personen von 15—65 Jahren, 8.28 Lire für Kinder von 14—15 Jahren, abzüglich 1 Lira für Verpflegung. Ueberstunden werden mit 25 Prozent Erhöhung bezahlt.

Es wird verlangt, daß bei der Zusammenstellung der Arbeitsgruppen der Anteil der Erwachsenen überwiegen muß, d. h. die Zahl der Kinder von 14—15 Jahren darf 10 Prozent nicht übersteigen."

Es handelt sich also um eine Verpflanzung von Müttern und Kindern, die während der Arbeitssaison aus andern Landesteilen abtransportiert und nachher wieder an ihren Wohnort zurückgeführt werden.

Keine Kinderarbeit mehr in U. S. A.

Längst hätte man dies wünschen mögen, vielerlei Anstrengung, dies zu erreichen, wurde von sozial denkender Seite seit langem, doch ohne durchgreifenden Erfolg, unternommen. Vermutlich ist es wieder das Mitleid mit den „Fabrikkindern", eher die Freimachung von Arbeitsplätzen für erwachsene Erwachsene, was nun mit einem Schlage der Kinderarbeit in den Vereinigten Staaten ein Ende macht, soweit sie nicht die Landwirtschaft betrifft. Um der Kinder Willen ist diese Maßnahme außerordentlich zu begrüßen, aber auch aus volkswirtschaftlichen Erwägung.

Bekanntlich verbietet das Schweiz. Fabrikgesetz Kinderarbeit seit Jahrzehnten. Diese Annäherung an unsere Gesetzgebung wird es mit sich bringen, daß die Produktionsverhältnisse ähnlicher werden, daß die billige Kinderarbeit nicht mehr preisdrückend auf die Waren wirkt. „United Preß" veröffentlicht folgende Meldung aus Washington:

Am 1. September beginnt ein neues Kapitel in der Sozialgeschichte der Vereinigten Staaten: die Kinderarbeit wird verboten. Nach dem 31. August darf kein Arbeitgeber, der sich unter den „Nira"-Plänen am Wiederaufbau der amerikanischen Wirtschaft beteiligt, Jugendliche unter 16 Jahren beschäftigen. Eine Ausnahme bilden nur jene Jugendlichen zwischen 14 und 16 Jahren, die nicht in Fabrikbetrieben und Werkstätten arbeiten; sie dürfen auch weiterhin täglich höchstens drei Stunden beschäftigt werden. Die neue Regelung ist der Vorläufer einer wichtigen allgemeinen Regelung, die in der Verfassung verankert werden soll. Ein Ergänzungsparagraph zur Verfassung, der die Kinderarbeit verbietet, ist vom Kongreß bereits 1924 angenommen worden; er tritt allgemein in Kraft, wenn er von mindestens 36 der 48 Bundesstaaten ratifiziert wird. Während von 1924 bis 1932 nur sechs Staaten diese Verfassungsänderung ratifiziert haben, ist sie im letzten Jahr von neun weiteren Staaten bekräftigt worden.

Die Zahl der erwerbstätigen Kinder zwischen 10 und 15 Jahren wird in Amerika auf 667,000 geschätzt. 70 Prozent von diesen Kindern sind in landwirtschaftlichen Betrieben beschäftigt, die durch die „Nira"-Codes vorläufig nicht betroffen werden. Alle Codes einzelner Industriezweige, die die Zustimmung des Präsidenten erhalten haben, mußten die Kinderarbeit in ihren betreffenden Industriezweigen grundsätzlich verbieten. Auf Grund dieser Verbote müssen 20,500 Kinder in der Textilindustrie, 10,000 in der Konfektion, 7000 in der Bauindustrie, 5000 in der Möbelindustrie, 68,000 in andern Industriezweigen entlassen werden.

Die Frau eines Mächtigen.

Von Rosika Schwimmer, New York.*

Seitdem Franklin D. Roosevelt einen der bedeutendsten Machtposten der Welt bekleidet, spekuliert ganz Amerika, wie viel von seiner allgemein überraschenden Bedeutung seiner Gemahlin zuzuschreiben ist. Während der frauenfreundliche Teil der Männerwelt ihr ein allzu großes Maß von Einfluß zuschreibt, wird ihr in andern Kreisen allzu wenig Kredit gegönnt. Viele Feinde des Präsidenten behaupten geradezu, daß sie seinem Ansehen schadet. Weil sie sich nämlich nicht so benimmt, als wäre sie lediglich die Gattin des Präsidenten, sondern die Fortsetzung ihrer frühern öffentlichen Tätigkeit für ebenso selbstverständlich hält wie die ihrer privaten.

Eine längere Unterredung, die ich jüngst im Weißen Haus mit Frau Roosevelt hatte, so erzählt die Berichterstatterin im „Bund", bekräftigte mich in der guten Meinung, die ich mir von ihr auf Grund mehrjähriger Beobachtung aus der Ferne bilden konnte: daß sie zu den interessantesten Frauen unserer Zeit gehört und auch ohne jede Familienbeziehung zu den zwei Präsidenten Roosevelt große geistige Bedeutung haben würde.

Selber eine geborne Roosevelt, ist sie eine Nichte des berühmten Theodor oder „Teddy" und eine entfernte Verwandte ihres eigenen Mannes. Sie besuchte nicht nur amerikanische, sondern auch Londoner und Pariser Schulen. Den Weltproblemen bringt sie lebhaftes Interesse entgegen. An mehreren sozialreformerischen Bewegungen ihres Landes nimmt sie seit etwa zwei Jahrzehnten tätigsten Anteil.

„Wann wurden Sie sich des Wunsches bewußt," fragte ich, „über den Kreis gesellschaftlicher Nichtigkeiten hinauszuwachsen?"

„Mit ungefähr achtzehn Jahren. Genau genommen, bin ich seit meiner frühen Kindheit in einem Milieu öffentlichen Interesses aufgewachsen, aber erst mit 18 wurde ich mir bewußt, daß wir neue Wege gehen müssen. Es erschien mir immer klarer, daß Zustände, welche Wohltätigkeit erfordern, überhaupt nicht vorhanden sein sollten. Auf meinen zahlreichen Reisen lernte ich einsehen, daß im Grunde überall die gleichen Zeitfragen bestehen und daß nur das Ausmaß bzw. die Nuancierung verschieden ist. Trotz meiner Ansicht, daß die Beseitigung gesellschaftlicher oder wirtschaftlicher Uebelstände und Mißbräuche auch politischer Maßregeln bedarf, nahm ich an dem Kampf ums Frauenstimmrecht nicht aktiv teil, so daß mein Mann weit früher als ich Anhänger der politischen Frauenbewegung war. Die sechs Kinder, die ich ihm in den ersten zehn Jahren unserer Ehe schenkte, ließen mir nur wenig Zeit für praktische Beschäftigungen dieser Art. Erst als sie für den Besuch von Schulen und Internaten reif wurden, konnte ich mich solchen Bewegungen intensiver widmen."

Die Familie.

„Sie fragen nach meinem Privatleben. Es ist ein sehr harmonisches, denn wir haben von jeher unsere konventionellen gesellschaftlichen Verpflichtungen grundsätzlich auf ein Mindestmaß beschränkt und nach unsern eigenen Neigungen gelebt. Demgemäß bewegten wir uns stets in einem sonnigen, glücklichen Familienkreis. Jedes von uns entwickelte sich unabhängig, aber alle sind in schönster Eintracht aufeinander eingestellt. Mein Mann und ich haben die gleichen geistigen Interessen und unser Heim bildet einen Treffpunkt interessanter Persönlichkeiten."

Berufe.

Eines Tages entschloß sie sich, zwecks Betätigung ihrer Anschauungen über Erziehung Lehrerin und Mitleiterin einer New Yorker Mädchenschule fortschrittlicher Richtung zu werden, und sie bekleidete diese erfolgreiche und sie sehr befriedigende Stellung bis zum Tage ihres Einzuges ins Washingtoner Weiße Haus als Präsidentin. Auch während ihr Gatte Gouverneur des Staates New York war, ließ sie ihren Posten nicht im Stich. Dasselbe gilt von einer Möbelfabrik in Baltill, welche durch Herstellung ausschließlich ästhetischer und „klassischer" Inneneinrichtungen den Geschmack des Publikums zu veredeln trachtet und zugleich als eine Versuchsstelle für genossenschaftliche Betriebsmethoden dient — zwei Ziele, die Frau Roosevelt veranlaßten, sich nebenher eifrig mit diesem Unternehmen zu beschäftigen. Dabei gestatteten ihr ihre außerordentliche Arbeitskraft und eine praktisch vernünftige Zeiteinteilung, sich auch noch als häusige Rednerin bzw. als Verfasserin zahlreicher politischer und sozialer Aufsätze zu betätigen. Sogar Redakteurin einer Monatsschrift für Kleinkinder ist sie seit vielen Jahren.

Geradezu erstaunlich ist die zähe Unermüdlichkeit, mit der sie — ich habe sie wiederholt dabei beobachtet — in Wahlfeldzügen täglich 16 bis 18 Stunden als Wortführerin der demokratischen Partei arbeitet: im Bureau, im Auto, in Bahnzügen, im Flugzeug, selbst bei schlechtestem Wetter von Ort zu Ort eilend, Reden haltend, und Anordnungen treffend, ohne je abgehetzt zu sein, denn sie verliert ihre Ruhe und Heiterkeit niemals.

Als Mensch.

Sie ist eine entschiedene Gegnerin der überlieferten zeremoniösen Förmlichkeiten. Bei dem offiziellen Besuch, den sie der Gemahlin Hoovers machte, verschmähte sie die Benutzung des Staatsautos und ging zu Fuß. Auch den „amtlichen" Schutz ihrer Person und ihrer Söhne durch Geheimpolizisten lehnt sie ab, sogar recht energisch; ebenso jedes Ehrenspalier. Ihr Sportwagen steuert sie zum Entsetzen des Detektivforps nach wie vor selbst.

Roosevelt bedient sich eines „Gebirntrusts", einer „beratenden Intelligenzgruppe". Auf meine Frage, ob sie beabsichtige, sich eine ähnliche weibliche Instanz beizulegen (Gräfin Karolyi hatte das als ungarische Staatspräsidentin getan und Kaiserin Friedrich als Kronprinzessin), antwortete sie:

„Etwas so Formelles liegt mir nicht. Wenn ich eine interessante Persönlichkeit oder Gruppe kennen lerne, lade ich sie zwanglos zum Essen ein, damit mein Mann ohne Formalitäten Gelegenheit erhalte, mit Leuten zusammenzukommen, die ihm möglicherweise eine neue Seite des Lebens nahebringen können. Ich selbst habe übrigens in allen Schichten einen ausgedehnten Bekanntenkreis".

In Washington sind denn auch viele Anekdoten im Umlauf über verblüffende Einladungen von Personen, die das übliche Zeremoniell nie über die Schwelle des Weißen Hauses gelassen haben würde.

Sie ist eine leidenschaftliche Anhängerin des Völkerfriedens. „Ich bin überzeugt, daß kein Krieg ja ein Problem gelöst oder ein Unrecht gutgemacht hat. Ich bin mit jeder Faser meiner Seele gegen den Krieg. Meines Erachtens kann es keine gerechtfertigten Kriege geben. Der Menschengeist müßte sich darauf konzentrieren, den Krieg auszurotten. Mehr noch als der Mann hat die Frau die Pflicht, für die Erreichung dieses Zieles unermüdlich zu arbeiten, um das ebenso gräßliche wie unnütze Opfer zu verhindern, welches in der Verschwendung kostbaren Menschenlebens und in der Vernichtung von Kulturwerten liegt." Der hohe, fast erhabene Ernst, mit dem sie das sagte, erschütterte mich tief.

Die Washingtoner Presseleuten sämtlicher politischen Richtungen sind von Anna Eleonore Roosevelt entzückt; ist sie doch die erste Präsidentin, die im Weißen Haus Pressekonferenzen abhält! Jeden Montag versammeln sich in ihrem Privatsalon die Journalistinnen zu zwanglosem Gedankenaustausch. „Ich lerne von ihnen vieles, das ich sonst nie erfahren würde." Auch zum Essen oder in ihre Theterloge ladet sie diese „Freundinnen" ein, wie sie sie nennt.

Wie sie mit ihren und ihres Mannes persönlichen Angestellten steht, ergibt sich u. a. aus folgendem Zwischenfall: Der Tod der Mutter von Roosevelts Privatsekretärin veranlaßte die Gattin des Präsidenten, mit dieser nach Absage aller gesellschaftlichen Verpflichtungen zum Begräbnis nach Boston zu reisen. — Einige Tage nach dem Amtsantritt im Mätz heiratete eine ihrer gewesenen Schülerinnen, und Frau Roosevelt flog nach New York, um Trauzeugin zu sein. Wie bezeichnend!

Nach Schluß meiner Unterredung sagte ich zu dem Diener, einem alten Neger, der mir in den Mantel half: „Das Weiße Haus hat jetzt eine ausgezeichnete Herrin". Da vergaß er seine ernste Würde und rief ebenso strahlend wie begeistert: „Ueberaus richtig, Madame! Sie hat auf der ganzen Erde nicht ihresgleichen. Gott segne sie!"

* Rosika Schwimmer war 1919 kurze Zeit ungarische Gesandtin in Bern.

Das Kapital „Mensch".

M.S.G. Amerikanische Gelehrte haben Berechnungen darüber angestellt, wieviel Geld in Franken und Rappen genommen der Mensch eigentlich wert sei.

Sie untersuchten, wie teuer ein junger Mann von 18 Jahren seine Familie gekommen sei. In einer mittleren Beamtenschicht kommen sie auf die schöne Summe von ca. 36,000 Franken. Schlägt man gar Zins und Zinseszinsen dazu, sowie einen Anteil für die verstorbenen Alterskameraden, so kommt man gar auf eine Summe von 50,000 Franken. Das ist gleichsam das Anlagekapital, das in einem jungen Menschen — volkswirtschaftlich gesprochen — investiert ist. Ist dieses Anlagekapital gut angelegt, ist es irgendwie wieder einmal für die Volkswirtschaft rückerhältlich? Die Berechnungen darüber, was ein solcher junger Mann durchschnittlich in seinem weiteren Leben verdient, ergeben für amerikanische Verhältnisse und die oben genannte Gesellschaftsschicht die Summe von 205,000 Franken. Davon gehen nun zwar für die

---

ein Geräusch an sie gedrungen. Ob man sie suchte? Und es faßte sie auf einmal eine kindische Angst, es könnte einer kommen und sie heimholen, daß sie sich aufs Pferd schwang und in kopfloser Flucht davonjagte.

Von der Aare weg ging dieser wilde, halsbrecherische Ritt zwischen Bäumen und Gestrüpp hinan und über steile Böschungen niederwärts und endete hoch wieder an der Aare; denn mit weiter Schlinge hielt der Fluß diese mächtigen Wälder gefangen. Am schmalen flachen Uferstreifen einer kleinen Buchtung kam das Pferd zu stehen, schweißüberrieselt und mit zitternden Nüstern. Aber nicht allein dieser heiße Ritt, auch alles heiße Leben schien hier ein Ende zu haben in diesem kühlen, tiefverschatteten Winkel, der von einem schwermütigen Grün ganz zugedeckt war. Nur hier und da zwischen dem dunklen Blättergebüsch der gewaltigen überhangenden Eichen erschien das Silber des glänzenden Himmels; aber das Wiesen war schwarz und feucht und wehmütig wie weinende Frühlingserde. Der Fluß hatte hier wenig Strömung; durch die kleine Bucht ging das Wasser schwer und glatt wie dunkles Glas. — Frau Suzanne empfand mit leisem Bangen die Andacht des Ortes, aber auch mit einem tröstlichen Gefühl tiefer Geborgenheit: hier fand sie keiner. Und wie nun das durstige Pferd seinen Kopf dem Wasser entgegenbog, kam es sie an, daß sie das Tier vom glatten Ufer ab in den Fluß hineintrieb. Und das Lenksame gehorchte und ließ sich treiben, bis die Wellen seine schauernden Flanken umwoben. Dann warf es plötzlich den Kopf zurück, mit geblähten Nüstern und hochgezogenen Lefzen, und steifte die Vorderbeine, während der Hinterleib sich langsam flußabwärts drehte.

Frau Suzanne beugte sich vor und sah, wie das Wasser zu ihrer Linken aus dem tiefen Grün plötzlich in schwärzliches Dunkel überging — da wich also der Grund in die Tiefe. Aber aus dem dunklen Schoß zitterte ihr, weiß in goldener Umrahmung, ihr eigenes Gesicht entgegen, und da war es, daß ihr, blitzartig, die Erinnerung an jenen Ahnherrn durch den Kopf ging, der sterbend sich den Spiegel vorhalten ließ, um den eigenen Tod zu sehen. Und Papa hatte gesagt: „Das war ein Held."

Sie beugte sich weiter vor: „Papa, eine Heilige nicht, nicht mal eine gute Frau, aber vielleicht ein kleiner Held?"

Und mit einem starren kleinen Lächeln sank sie ihrem Spiegelbild in die Arme.

*

Am Sonntag erst wurde die Leiche der Altlandvögtin aufgefunden. Eine Schar junger Berner, heiße Republikaner, die der Schmerz über die Ereignisse der Woche und die schmachvolle Hinrichtung Samuel Henzis zu einem leidenschaftlichen Trutzbündnis in Reichenbach zusammenführte, trafen an einer seichten Uferstelle auf den angeschwemmten Leichnam. Er mußte schon einige Stunden dort gelegen haben; denn die Haare waren fast trocken und lochten als goldrote Schleier über dem flachhingeschmiegten Körper. Auf einer Laubbahre trugen sie die Tote nach dem nahen Schloß, und die alte Schloßherrin nahm den stillen Gast mit treuen Händen auf. In dem hohen kühlen Gartensaal ließ sie das Totenbett errichten, und die Jünglinge trugen Lorbeer- und Oleanderbäume aus dem Garten herein zu feierlicher Umhegung. Doch die letzte Pflege der Toten besorgte die alte Frau allein. Mit tapferen Händen reinigte sie den starren Leib von den Schlammspuren des Flusses und bedeckte ihn mit dem eigenen, lange bereit gehaltenen Totenkleid. Und sie ordnete das kostbare Haar, daß es mit breitem Strom das arme Gesicht einrahmte und beschirmte, und die Hände die sich nimmer falten ließen, legte sie gegeneinander, wie sie es an steinernen Grabrittern gesehen hatte. Diese Hände aber hatten ihre eigensinnigen Linien verloren; sie waren völlig geworden und still wie die Hände schlichter guter Frauen.

Und erst dann, als alles bereit war und die Tote weiß und feierlich dalag wie auf dem eigenen braven Totenbett, erst dann schickte die Schloßherrin nach dem Altlandvogt.

September.

Können wir je genug den Monat der stillen Heiterkeit preisen, in dem die Natur in einem wunschlosen Selbstgenuß zu ruhen scheint? Wenn einmal im ganzen Jahr so ist es jetzt, in hellen Septembertagen, daß sie hinwegtäuscht über den Kampf, der ihr Gesetz ist, und sogar über Werden und Vergehen. Die Windstille, die im Sommer Gewittern und Stürmen voranging, ist jetzt ein Zustand ohne Drohung, in dem Tage und Wochen in gleicher Ruhe und Schönheit dahingleiten. Ein weiches Licht umschimmert die Landschaft, löscht die Härten des Umrisses aus und einigt alle Erscheinung im gleichen silbrigen Schein. Aus den ersten zarten Nebeln der Frühe versteht die Natur jeden Tag wie neugebadet; aus jedem Blatt und jedem Gras strahlt der feuchte Glanz. Während in der Tiefe langsamer die leichten Schleier weichen, steht das Hochland schon in der Frühe im klaren Licht und der Kontur der Berge ist von lauterster Reinheit. Er flimmert nicht wie in der heißen Sommersonne, vom Schnee steigt kein Schmelzdunst auf, er steht nicht schroff vor dem Horizont wie in der Föhnluft — der feinste Künstlerstift scheint die Linien in vollendeter Klarheit gezogen zu haben. Dem Auge gehen Entdeckungen auf; es ist, als sähen wir schärfer, als könnten wir das unendliche Blau mit unserem Blick durchdringen: ein weißes Gipfelkreuz tritt auf hoher Spitze in unsere Sicht, eine Berghütte über der Moräne wird erkennbar, der grüne Abhang unter dem ewigen Schnee zeigt seine vielfältige Farbe und Form, die Alpenrosenfelder, die höchsten Zwergtannenstriche, die grüne Weide, und die gelblichen Streifen des Riedgrases heben sich von einander ab. Unendlich gekuckelt, zerklüftet, gemodelt erscheint der Fels auf der Sonnenseite; aber schattenhaft bleiben tiefe bläulichdunkle Mulden, in denen noch die Feuchte der Frühherbstnacht dämmert.

Wolkenlos und warm breitet der Tag sich aus; kein hochsommerliches Mittagsgewölk ballt sich über den Spitzen; nur ein helleres Glänzen der Firne zeigt die Schneeschmelze des Sonnentages an. Alles ist Ruhe, ist Wohligkeit. Die Bergtäler sind jetzt vom Gelaute der Herden erfüllt, die von den höheren Alpen auf die mittleren zogen für die zwei, drei letzten Wochen spätsommerlicher Milde. Die schönen Tiere wandeln weidend unter den Ahornen, graulen sich die Häupter an den Stämmen und stehen mittags ruhig käuend im Schatten des Laubdaches. In den mächtigen Bäumen glänzen einzelne goldene Flecken verfärbten Laubes, und grüngelbliche Früchtebolden hängen unter den Blättern. Goldglanz ist schon in der Luft, Goldglanz unbestimmbar auch über Baumkronen und Wiesen; und doch stehen sie noch im saftigen Grün, und der letzte Heudust vom späten Schnitt würzt die Luft.

Im Tal und an den Seen hat September andere Schönheiten. Wie köstlich klar ruhen unsere Seespiegel an windstillen, heiteren Tagen unter ungetrübtem Himmel! Wie tief blau leuchten sie auf

notwendigen Unterhaltskosten ca. 65,000 Franken ab. Gegenüber dem Anlagekapital bleibt aber immer noch ein gehöriger Ueberschuß, eine Rendite. Die Rendite für einen 25jährigen dieser Schicht beträgt ca. 160,000 Franken, eines Mannes von 50 Jahren noch ca. 87,000 Franken, mit 60 Jahren noch 42,500 Franken. Mit 70 Jahren ist kein Gewinn mehr zu erwarten.

Wozu diese Berechnungen? Die betreffenden Gelehrten möchten den Staatsmännern zeigen, daß sie mit dem Kapital „Mensch" allen Ernstes zu rechnen haben. Daß es ihre Pflicht ist, durch Gesundheitsförderung dieses lebendige Kapital zu fördern. Die Gelehrten schätzen, daß in Amerika dieses lebendige Kapital rein rechnerisch gesprochen„ fünfmal größer sei als alles tote Kapital und rücken mit dem Postulat auf, daß daher für die Gesundheitsförderung auch entsprechend gesorgt und die Gesundheitschädlinge und die das Leben verkürzenden Ursachen sogar mit großen Mitteln bekämpft werden müssen. Das Land mit der gesundesten Bevölkerung erringe volkswirtschaftlich die größten Gewinne. Daß diese Berechnungen keineswegs eine Spielerei darstellen, geht daraus hervor, daß sie ans Licht brachten, daß beständig ca. 2% der Arbeitenden krank sind. Deren Lohnausfall beträgt für Amerika jährlich mehr als 7 Milliarden Franken. Somit würde es rentieren, durch Aufwand von jährlich mehreren Milliarden Arbeiter und Angestellte vor Unfällen, der Erkrankung an Tuberkulose und ansteckenden Krankheiten, sowie weiteren vermeidbaren Erkrankungen zu schützen.

Wer dieser rein rechnerischen Wertung des Menschen noch die seelische und religiöse zugesellt, dem wird die Aufgabe des Schutzes der Gesundheit noch größer vor Augen stehen.

Reklame und Konsumentin.

Von Dr. Helen Schvene-Flügel.

Reklame vom Fabrikanten aus gesehen ist Werkzeug, ist Instrument, um Waren an den Mann, oder an die Frau oder an die Kinder oder an alle zu bringen. Reklame vom Fachmann aus betrachtet ist Beruf, ist Aufgabe, mit der man für seinen Auftraggeber ringt, um Ware begehrenswerter zu machen.

Reklame vom Konsumenten aus gesehen kann willkommener Wegleiter zur richtigen Ware sein, auch neutraler Hinweis auf andere Bezugsquellen, aber auch Lockung zur Weckung neuer Bedürfnisse.

Je mehr die Reklame psychologisch verankert und durchgearbeitet ist — und daß sie sich auf dem besten Wege dazu befindet, hat sie seit einigen Jahren in überzeugender Weise dargetan — desto mehr verliert sie ihren rein orientierenden Charakter und wird Kaufslockung und belebender Faktor unserer Wirtschaft. Diese Kauflockung wendet sich aber an alle, an Begüterte und Unbegüterte. Sie setzt die finanzielle Möglichkeit voraus. Sie greift den Sparwillen an und sucht ihn zum Kaufwillen zu machen. Daher hat sie neben der beabsichtigten Wirkung, kaufkräftige Gleichgültige und Ablehnende zu Interessierten und Interessenten zu Käufern zu machen, auch die ungewollte, aber zwangsläufige andere Wirkung, finanzschwache Gleichgültige und Ablehnende zu ausschlußlos Begehrenden und dadurch ev. zu Unzufriedenen oder verantwortungslos Kaufenden zu machen. Diese Wirkung ist nicht ungefährlich, sowohl für den Reklamebeeinflußten und seine Familie, wie für das betr. reklametreibende Unternehmen und den Staat. Wird doch dadurch ein für alle Teile notwendiger Sparwille vernichtet und Unzufriedenheit gesät oder es werden Käufe getätigt, die das Haushalts-Budget überlasten.

Uns Frauen als Leiterinnen der Konsumwirtschaften unseres Landes, nämlich unserer Haushalte in den mannigfaltigsten Ausgestaltungen, wie sie unsere differenzierte Kultur und der hohe Stand unserer Wirtschaft ausgebildet haben, geht dieses Problem besonders nahe an.

Wir, ungefähr 900,000 Hausfrauen der Schweiz, kaufen alljährlich ein für den täglichen Bedarf von ca. 4 Millionen Menschen und verfügen damit über mehr als die Hälfte des jährlichen schweizerischen Volkseinkommens. Die Grundsätze, die uns bei unserer Haushaltleitung und ihrem ersten Niederschlag auf die Wirtschaft: bei unsern Einkäufen leiten, sind außerordentlich wichtig für unsere Familie, die einheimische Wirtschaft und den Staat. Für alle Unternehmen, die Konsumgüter herstellen oder beschaffen, sind wir das Haupt ihrer hauptsächlichsten Käufergruppe „Haushalt" und Mann und Kinder sind meist nur über uns als Einkäuferinnen erreichbar. Das Studium der Frauenpsyche und ihre Reaktion auf die mannigfaltigsten Reklameeinwirkungen ist daher für die Werbe- und Verkaufsabteilungen dieser Unternehmen die wichtigste Aufgabe. Mit dem Stand dieser Untersuchungen und der Auswertung ihrer Ergebnisse im Reklameplan steigt oder fällt der Umsatz dieser Unternehmen. Kein Wunder daher, daß die Werbung für Artikel des täglichen Verbrauches oder für die ausgesprochenen weiblichen Bedürfnisse bereits einen besonderen hohen Stand der Durchbildung erlangt haben. Ich erinnere an die Reklame für Kaffee, Bouillon, Teigwaren, Delikatessen, Seifen, Toilettencremes, Zahnpasten, Konserven, Staubsauger, an die Reklame für Modeschöpfungen, Servierboys, Seidenstoffe, Dauerwellen, Konfektion, Schmuck, Trikotwäsche, Seidenstrümpfe.

Als werbekräftigste Motive sind erkannt worden z. B. für spezielle Frauenartikel: die Sehnsucht der Frau nach eigener Schönheit, Grazie, originieller Modernität, nach Jugendlichkeit und Anziehungskraft. „Elise Bock gibt Ihnen ewige Jugend", „In 5 Minuten 5—12 Zentimeter schlanker", „Ihr Blondhaar brachte ihn zurück", „Schönheit in den Fingerspitzen", „Schöner durch die richtige Frisur", „Trotz Hausarbeit gepflegte Hände mit Nivea-Crème" usw.

Für Verbrauchsgüter, also Lebensmittel des täglichen Bedarfs gelten als beste Verkaufsmotive besonders geschätzte, technische Vorteile, Zeitersparung, Billigkeit, „Probier, wie me d'Nöle use spürt", „Maco-Konserven billig wie nie", „Der Gehalt macht's", „Maggi hilft sparen", „Kaffee Hag schont Ihr Herz", „Persil schont die Wäsche", „Mit Lux waschen heißt sparen" usw.

Denselben Untersuchungen sind auch die verschiedensten Auswirkungen der heutigen Verkaufspraxis entsprungen. Dieses bekannte und anerkannte Vergnügen, das wir Frauen ganz allgemein im Einkaufen auch von Kleinigkeiten empfinden, ist namentlich von Warenhäusern dazu benutzt worden, den Aufenthalt von Frauen durch Konzerte und allerhand Schaustellungen möglichst zu verlängern und angenehm zu machen. Die Verkaufsläden und -Häuser sind ganz auf ein verpflichtungsfreies Schlendern inmitten von Hunderten von greifbaren und anlockenden Gegenständen eingestellt und möglichst alles und jedes ist vor den neugierigen und kaufslüsternen Frauenblicken ausgebreitet, so daß das Zugreifen und Kaufen ganz leicht erscheint. Dieser Kaufsfreude verdanken auch die Mitnahmeartikel ihre Entstehung, die die unbeabsichtigten Anschlußkäufe bewerkstelligen.

Andere beliebte Mittel, um Massenansammlungen von Frauen und dadurch Massenkäufe zu erzielen, sind die Saisonausverkäufe, die weißen Wochen, die Inventurausverkäufe. Sie sollen durch auffallende Bekanntmachungen billige Preise, Lockartikel und auffallend aufgemachte Auslagen die Kauflust wecken, steigern und die Kaufwiderstände lockern und schließlich beseitigen. Andere Unternehmen fassen die Frauen bei der Schwäche, sich gerne durch kleine Geschenke überraschen zu lassen. Sie packen ihren Paketen kleine billige Zugaben bei, oder lassen durch Abgabe einer bestimmten Anzahl Gutscheine Geschenke verabfolgen. Neueste Veranstaltungen sind Tage für Geschenkabgaben an Kinder, die natürlich in Begleitung ihrer Mütter erscheinen sollen. Schaukochen, Probewaschen, Modeschauen, Abgabe von Gratisksproben zu bestimmten Zeiten und ähnliches mehr. Besonders beliebt und ein Kapitel für sich sind gegenwärtig die Wettbewerbe für die verschiedensten Waren durch allerlei, meist primitives Rätselraten.

Verschiedene dieser speziellen Werbe- und Verkaufsformen werden von Frauen als Auswüchse empfunden und da und dort Versuche unternommen, um sie für die Zukunft zu beseitigen oder abzuschwächen.

Ich glaube nicht, daß das ein dauernd wirksamer Weg ist, um sich der raffinierten Verkaufsangebote zu erwehren.

Unsere kapitalistische Wirtschaft ist auf Entfaltung von Tausenden von Unternehmungen angewiesen. Eine ihrer besten Früchte ist der unentwegte Antrieb zur privaten Initiative, zu dieser nie rastenden, findigen Unternehmertätigkeit, die immer und immer wieder neue Mittel und Wege suchen und finden muß, um sich durchzusetzen und entwickeln zu können. Beschränkungen und Verbote hätten nur kurze Wirkung und würden abgelöst von anderen Werbe-Formen und neuen Verkäufertricks. Ich glaube vielmehr, wir müssen an einem anderen Punkte ansetzen. Nämlich bei uns selbst, bei der Erziehung der Konsumentinnen zum verantwortungsbewußten Einkauf. Die raffinierteste Reklame auf alle Frauen ist eröffnet worden, auf Willensstarke und Willensschwache, auf Einkaufstüchtige und Einkaufsuntüchtige, auf Budgetkräftige und Budgetgeschwächte.

Wir einkaufenden Hausfrauen aber sind uns selbst überlassen. Befreien wir uns aus dieser Isolierung und setzen wir der modernen Werbung eine Einkaufs-Erziehung entgegen! Das ist eine dringende Aufgabe.

Vom Unfug des Wartens.

Im Maiheft der deutschen Zeitschrift „Arbeitslosenversicherung" macht Regierungsrat Huth auf eine heute wohl noch kaum beachtete Seite der Sozialfürsorge aufmerksam, auf das Wartenlassen in den Wartezimmern der Sozialbureaux, dem heute in der Zeit der Ueberfüllung der Warteräume bei den Arbeitsnachweisen, den Arbeitslosenversicherungskassen, den Fürsorgeinstitutionen eine erhöhte Bedeutung zukommt. Wir geben die Ausführungen darum gerne hier wieder:

„Warten ist eine soziale Gefahr", schreibt Huth. „Wieviel Groll und Verbitterung haben Menschen, die in der sozialen Arbeit stehen, dadurch hervorgerufen, daß sie die Leute warten ließen, denen sie doch nach besten Kräften dienen sollten! Wenn der Wartende glaubt (mit Unrecht oder Recht), daß man ihm das Warten hätte ersparen können, wird er seelisch verstimmt, er ist schwerer zu behandeln, ist verärgert, denn Warten macht böses Blut und tötet die guten Gedanken. Warten lassen ist Diebstahl! Niemand darf glauben, bloß seine Zeit sei so kostbar, daß er mit Minuten geizen müsse — nein, auch der andere hat Verpflichtungen. Niemand hat das Recht, dem anderen seine Zeit zu stehlen. Wartende Frauen: wie zermürbend ist es, warten zu müssen, wenn beim Hausfrauenpflichten getan sein wollen, wenn unversorgten Kindern die Mutter fehlt, wenn die Frau weiß, daß sie sich nachher abzappeln und abhetzen muß! Wartende Männer: auch sie haben ihre Verabredungen, sie hätten vielleicht Gelegenheit zu kleinen Dienstleistungen, sie möchten zu Bildungsveranstaltungen — und selbst wenn sie gar nichts Bestimmtes zu tun hätten, wollen sie das Bewußtsein haben, über ihre Zeit verfügen zu können. Das Warten ist gleichsam ein Eingriff in ihre persönliche Freiheit und darum eine gefährliche seelische Belastung. Warten lassen ist ein Organisationsfehler! Ein volles Wartezimmer beweist nur, daß man nicht richtig disponieren kann, daß man nicht versteht, den Zustrom der Leute zweckmäßig zu regeln. Warten lassen ist eine soziale Unart: es ist sinnlos gefährlich. Jemanden absichtlich warten zu lassen, wäre unsittlich! Wie können wir den Unfug des Wartens abstellen? Zunächst einmal durch örtliche und zeitliche Dezentralisation. Oertlich müssen wir unsere Arbeit auseinanderziehen: möglichst viele Schalter aufmachen, möglichst viele Zahlstellen, Kontrollstellen, Meldestellen, Vermittlungsstellen, Beratungsstellen einrichten, damit sich an jedem einzelnen Ort nur verhältnismäßig wenig Leute zusammenballen, damit den Leuten auch unnütze Wege erspart bleiben. Und zeitlich müssen wir unsere Arbeit auseinanderziehen: die Leute auf die verschiedenen Tagesstunden und auf die verschiedenen Wochentage planmäßig und zweckmäßig verteilen. Hier kann jeder Einzelne segensreich wirken, indem er es nicht dem Zufall überläßt, wann die Leute zu ihm kommen, sondern indem er selbst bestimmt, welche und wieviel Leute um 8 Uhr, um 9 Uhr usw. kommen sollen. Unbedingte Pünktlichkeit ist selbstverständliche Pflicht; je pünktlicher wir selbst sind, desto mehr Pünktlichkeit können wir von den anderen fordern. Wenn aber trotz unserer Bemühungen einmal unvorhergesehener Andrang entsteht, müssen wir dafür sorgen, daß das Warten nicht ungerecht wird, daß sich niemand vordrängen kann, daß keine Ausnahmen in der Reihenfolge der Wartenden gemacht werden. Soweit ein Anstehen Mann hinter Mann räumlich nicht durchführbar ist, kann die Ausgabe von Zetteln mit Nummern helfen. Sehr wichtig ist ein sorgfältig geführter Terminkalender, der das Disponieren, das Vorausdenken, erleichtert. Oft müßten weniger Leute warten, wenn wir — weniger Sprechstunden hätten! Das klingt widersinnig, geht aber aus dem Sinn der Sprechstunden hervor. In der Sprechstunde kann ein erstes Kennenlernen erfolgen, da kann eine kurze Auskunft erteilt werden — aber da wird keine tiefgehende persönliche Arbeit geleistet. Dazu ist die Dienstzeit außerhalb der Sprechstunde da, und wer es versteht, sich die Leute planmäßig vorzuladen, der wird seine Sprechstunden entlasten, seine Arbeit gründlicher gestalten und trotzdem Zeit gewinnen und den Leuten das Warten ersparen.

Eine aargauische Arbeitsschule in alter Zeit.

Im Jahre 1808 gab Professor Johannes Schultheß, Mitglied und Aktuar des Erziehungsrates von Zürich, ein Werk heraus: „Beyträge zur Kenntniß und Beförderung des Kirchen- und Schulwesens in der Schweiz." Wir finden im ersten Band einen anschaulichen Bericht über

Einführung des Nähens und Strickens in die Schule zu Birmistorf.

Nähen und Stricken waren bisdahin in der ganzen Pfarre nur die Sache von sehr wenigen Personen; etwa 4 Näthterinnen und eine Stricknerin gaben sich damit ab. In dem Jahr 1796 stellte der Pfarrer in seinen Kosten eine Person an, die in der Schule 1½ Stunden des Tages den Mädchen im Nähen und Stricken Unterricht geben mußte; er theilte auch unter sie unentgeltlich Fingerhüte, Näh- und Strickadeln aus. Die Mädchen machten in 10 Wochen große Vorschritte; Schade, daß dann die Lehrerinn krank wurde und nachher keine Lust mehr bezeugte, ferner zu unterrichten.

Dieser Unterricht hatte gleichwohl für die Pfarre Birmistorf die besten Folgen. Das Stricken wurde zu Hause von allen Mädchen, und das Nähen von den mehrsten fortgesetzt. Oft sah man auf der Weide kleine Kinder von 6 und 7 Jahren lange Schwarzdornen nehmen, die ihnen statt der Stricknadeln dienen mußten, womit sie sich die lange Weile vertrieben, und frühe schon ihre kleinen Hände zur Arbeit gewöhnten. Nunmehr ist kein Mädchen von 6 und 7 Jahren, das nicht seine eigenen Strümpfe strickt; man sieht auch wenige mit zerrissenen Kleidern herumgehen, weil sie sich die Mühe gehen können, selbige zu flicken. —

Im letzten Winter 1807—8 wurden die Handarbeiten, Stricken und Nähen wieder eingeführt, und daran das Strohflechten gereihet. Pfarrer und Schullehrer wußten alles so mit dem Schulunterrichte zu verbinden, daß derselbe nicht nur nichts darunter litt, sondern noch zu gewinnen schien. Es wurde Nachmittags 1½ Stunden gearbeitet; dabey auswendig buchstabiert, der christliche Unterricht ertheilt, catechesirt, auswendig gerechnet, und Anweisung zum Rechtschreiben gegeben. Es war rührend, reiche und arme Kinder zusammen, 87 an der Zahl, ohne die mindeste Unruhe stricken, nähen und strohflechten zu sehen. Viele Herren verwunderten sich darüber, und bezeugten große Freude.

Der Ertrag, welchen die jungen Hände noch lernend lieferten, erst nach Weihnachten angefangen bis Ostern, war nicht gering; er belief sich auf 100 Franken. Künftigen Winter kann man sicher auf 300 Franken zählen, besonders, da das Geflecht auch zu Hüten verarbeitet werden wird.

Die Kantonsregierung beschenkte die Schule in Birmistorf der Arbeit halber mit 20 Franken, welches Geschenk theils an Stroh für arme Kinder, theils zum Unterricht im Nähen der Hüte, verwendet worden ist.

(„Schw. Arbeitslehrerinnenzeitung.")

Internationaler Frauenkongreß.

In Chicago tagte während der Columbia-Weltausstellung der internationale Frauenkongreß, der 40 Jahre nach dem ersten Kongreß daselbst zusammentrat. Es nahmen u. a. daran teil: Dr. Marianne Beth aus Oesterreich, Dr. Wally Alexandrescu aus Rumänien, Dr. Marie Munk aus Deutschland und Baronesse Shibuze Ishimoto aus Japan. Die Beratungen fanden unter den Auspizien des „National Council of Women of the United States" im Palmer House statt. Unter den Delegierten zu diesem Kongreß befanden sich solche, deren Namen dank ihrer Verdienste auf vielen Gebieten allgemein bekannt sind. In erster Linie sind von den Teilnehmerinnen Jane Adams, Grace Abbot, Carrie Chapmann-Catt, Ruth Bryan-Owen, Francis Perkins, die Gattin des Präsidenten Roosevelt, Hannah Solomon und Dr. Mary E. Wooley zu nennen. Die Diskussionen erstreckten sich in der Hauptsache auf die Aufgaben der Frau im Staate und im Familienleben. Insbesondere wurde die Verantwortung hervorgehoben, die die Frau mit der bürgerlichen Gleichstellung mit dem männlichen Geschlecht übernommen hat. Nun, da die hartumkämpften Ziele der frauenrechtlerischen Bewegung in diesem Lande erreicht sind, legt der Internationale Frauen-Kongreß sein Hauptaugenmerk darauf, die Frau zu einem verantwortungsbewußten Gliede im Staatshaushalt zu erziehen und ihr Bestreben zu fördern, die Weltdepression im Verein mit dem männlichen Geschlecht zu bekämpfen. — Wir behalten uns vor, event. Genaueres noch zu berichten.

Vom Wirken unserer Vereine.

Bund Schweizerischer Frauenvereine.

In seiner Sitzung vom 29. August setzte der Vorstand das Programm für die Generalversammlung fest, welche am 7. und 8. Oktober in Luzern stattfinden wird. Er nahm Kenntnis vom Jahresbericht und genehmigte ihn.

Die angeschlossenen Vereine werden spätestens am 7. September das Zirkular mit allen notwendigen Anweisungen erhalten, samt Programm der Generalversammlung und Delegiertenkarte.

am Morgen, wenn die zarten Nebel weichen! Und wie glühen die Blumen am Ufer, die Rosen, die Dahlien, die Geranien, so rein vor seinem Azur und wie vom Stoff entschwert als im fließenden Licht des Septembers. Ueber das grasige, baumbestandene Hinterland, das im Sommer einfarbig und flächig grün war, ist der alles bindende Schimmer gegossen wie über Berg und See. Jetzt haben die Blätter einen feuchteren Glanz, und die schrägen Strahlen spielen Goldreflexe in den hohen Nußbaum- und Metallschein auf das Birnlaub. Fruchtbeladen, im geheimnisvollen Licht schimmernd, scheint jeder Baum in seiner besonderen, eigenen Atmosphäre zu stehen. Noch ist die Farbenpracht des späten Herbstes kaum angetönt. Das reine, alle Formen und Farben zur Einheit bindende Licht ist es, das uns im September entzückt. R. Wst.

Buchbesprechung.

Viel zu wenig wissen wir von jener Seite des Krieges, die uns das Büchlein von Francis André „Hunger ohne Anklage" (Gotthelf-Verlag Bern/Leipzig) nahe bringt. Denn über den furchtbaren Erlebnissen des Frontsoldaten, wie sie uns die vielen Kriegsbücher der letzten Jahre schildern, wird das namenlose, nicht von „Heldentum" verklärte Elend der vom Kriege unmittelbar betroffenen, vom Feinde heimgesuchten Länder und Leute in den Hintergrund gedrängt. Francis André gehörte selbst zu den belgischen Deportierten, deren Schicksale er uns erzählt. Mit 17 Jahren wurde er, damals noch ein kräftiger Bauernsohn, mit vielen Kameraden vom Holzfällen weg in ein deutsches Barackenlager verschleppt. Manche Familie blieb da, ihres Ernährers beraubt, in größter Armut zurück. Wer glaubt, daß wir es in unserm Zeitalter „so herrlich weit gebracht" haben, sollte einen Blick in dieses Büchlein tun. Man fragt sich, wo denn nun der Unterschied liegt zwischen den Raubzügen aller unkultivierter Völker, die ihre Gefangenen als Sklaven mitschleppten und der „humanen" Kriegführung der Heutigen, die sie in Baracken pferchen und förmlich verhungern lassen. Und nicht nur das: um sie zur Arbeit zu zwingen, zur Beugung unter die feindliche Gewalt, ließ man die Leute im kältesten Winter tagelang ohne Nahrung auf freiem Felde stehen. Kein Wunder, daß Ruhr und Tuberkulose Verheerungen anrichteten und die stärksten Männer erlagen. Wie arme geschundene Tiere, die, zum Aeußersten getrieben, sich selber anfallen, rangen sie oft miteinander um ein Stückchen Brot, eine Rübe. Im Spital, in das André seiner Ruhr wegen kam, galten die kärglichen Exportionen der Schwerkranken und sterbenden als köstliche Beute für diejenigen, die noch herumgehen konnten. Doch nicht nur vom nackten Selbsterhaltungstrieb hören wir, sondern auch von rührendem Füreinandereinstehen, von jener Kameradschaftlichkeit und Hilfsbereitschaft, die gemeinsam getragenes Elend erzeugt und von jener Standhaftigkeit, die bis zum letzten aushält ohne nachzugeben. Das wahrhaft erschütternde an dem Buche ist aber der Geist der Versöhnlichkeit, in dem es geschrieben ist. Wir begegnen keinem einzigen Wort des Hasses oder auch nur der Anklage gegen den Feind, der sie aus der Heimat wegführte und sie in der Fremde sinnlos verderben ließ. „Die armen Teufel, sie hatten ja selbst nichts zu essen" schreibt Francis André und er erzählt manch schönen Zug, der zeigen soll, daß auch der Feind ein Herz hatte, daß nur Vereinzelte jener unmenschlichen Grausamkeit verfielen, die der Krieg züchtete. Gegen ihn allein, gegen den Wahnsinn des Krieges, richtet sich seine Anklage, riesengroß steht sie hinter jedem Wort, hinter jeder Zeile — gegen den Krieg, der den Menschen verroht, vertiert, der alles zerstört, was an schaffenden, erdverbundenen schönen Kräften im einfachen Volk steckt, der auslöscht die selbstverständliche Güte, das Vertrauen, jeden Menschenwert und jede Menschenwürde. Heute, wo die Welt von erneutem Kriegsgeschrei ertönt, wo jedes Volk aufrüstet und bereit ist, das andere anzufallen, heute ist dieses Büchlein notwendig. Es kommt zur rechten Zeit, zur rechten Stunde als ein letzter Mahnruf: „Erinnert Euch doch, wie es wirklich war, und was für Leiden die Menschen auf sich nehmen mußten!"

Francis André schreibt sachlich und schlicht. Er macht keine großen Worte, er klagt nicht, er sagt nur ganz einfach: dies habe ich erlebt, aber „ich habe viel gefühlt und verstehen gelernt". Ergreifend ist es, wie er seine Heimkehr schildert: wie der Bauernsohn mit krankem Leib und einem Herzen, das geblutet hat, in sein Dorf zurückkehrt. Von Ferne dröhnt immer noch Geschützdonner herüber, er aber weiß: „böse Stimmen, ihr seid nicht die Natur. Und wir alle stützen uns auf die Natur und auf die Erde... Wenn der Sohne schmilzt, werde ich mit unerschütterlichem Glauben an meine Arbeit, an die Sonne und an das Bewußtsein, das in den Menschen aufkeimt, meinen Pflug über die Aecker führen." Diese Glaubenskraft eines einfachen Mannes der aus einer Hölle kommt, die ihm andere Menschen bereitet haben, ist herrlich und groß. Sie reißt uns mit, so daß auch in uns der Glaube erfteht an alle guten Kräfte des Lebens. Man möchte dem Büchlein, dessen Uebersetzung aus dem Französischen Hermynia Zur Mühlen besorgt hat, die allerweiteste Verbreitung wünschen. E. B.

Jahraus, jahrein sofort bereit!
Grosse Zeit- und Geldersparnis, augenblicklich zubereitet, gesund, stärkend und nährend: Nago-Puddinge und Nago-Cremen. Spezialitäten: Biscuit, Banago, Chocolat, Mocca und Mandel.
45, 30 und 20 Cts. pro Paket. P20n
763
NAGO COMPLET PUDDING
In führenden Geschäften erhältlich. NAGO OLTEN.

Kleine Rundschau.

Frauen im englischen Oberhaus.

Kürzlich ist ein von Vertretern des Ober- und Unterhauses gemeinsam ausgearbeiteter Bericht über eine Reorganisation des englischen Oberhauses erschienen, der unter anderm auch Stellung nimmt zur Frage der Vertretung der Frauen im Oberhaus, die bekanntlich bisher immer noch negiert worden ist, das letzte Bollwerk also, das es für englische Frauen im Kampf um die politischen Rechte noch zu erobern gilt. Der Bericht postuliert, daß die Sitze des Oberhauses künftig nurmehr zur Hälfte (nicht wie bisher ausschließlich) erblich sein, die andere Hälfte jedoch von öffentlich wählbaren Mitgliedern besetzt werden sollte. Für diesen letzteren Teil nun, sagt der Bericht, sei kein Grund vorhanden, daß Frauen, die ja die gleiche Wählbarkeit besäßen wie die Männer, nicht auch ins Oberhaus sollten gewählt werden können.

Interessante Zahlen

haben sich ergeben bei Einsichtnahme in die Prüfungsergebnisse von 1912 bis 1930 nach einem Auftrage des preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung durchgeführten Bearbeitung. Danach bestanden von 16,586 Männern die Prüfung nicht 25,6 Prozent; genügend: 42,4 Prozent; gut 25,3 Prozent; mit Auszeichnung 6,7 Prozent. — Von 3798 Frauen bestanden die Prüfung nicht: 12,1 Prozent; genügend 34,9 Prozent; gut 41,5 Prozent; mit Auszeichnung 11,5 Prozent. — Für die letzten 7 Jahre ergibt sich folgendes: Von 3284 Männern bestanden die Prüfung: nicht 29,8 Prozent; genügend 23,8 Prozent; gut 34,8 Prozent; mit Auszeichnung 12 Prozent. Von 1414 Frauen bestanden die Prüfung: nicht 16,7 Prozent; genügend 30,5 Prozent; mit gut 42,3 Prozent; mit Auszeichnung 10,5 Prozent. Der Leistungszustand der Frauen ist in den letzten Jahren etwas gesunken, steht aber immer noch höher als der der Männer.

Gutes Beispiel verdirbt schlechte Sitten.

Ein Jungbauer schreibt: Ein Einwand gegen die Jungbauernbewegung ist immer wieder zu hören: „Sie reden nur... laßt uns Taten sehen!"

Im Juli wurde in Köniz das mittelländische Turnfest abgehalten. Unsere Jungbauern-Gruppe hat auch mitgewirkt. Nicht als Nationalturner — und dennoch in nationalem Dienst. Es hat ganz energische Arbeit gebraucht, bis die Möglichkeit geschaffen war, an diesem Fest den Süßmost und die Milch auf dem Festplatz ausschenken zu dürfen.

Nach der strengen Heuerwoche sind die gebräunten Kameraden und einige Jungbäuerinnen in der Tracht angetreten zum Gläserschwenken und „Servierbrett-Tragen". — Es war ein voller Erfolg. Zwar sah der Süßmoststand neben den weit angelegten „Bierbussets" recht bescheiden aus. Dennoch vermochte das „Starke" die Schwachen nicht auszuschalten. Das Erzeugnis der einheimischen Scholle wurde anerkannt. Es wurde ein froher und erfolgreicher Arbeitstag. Wir möchten recht vielen den Spruch am Bernermünster in Erinnerung rufen: „Mach's na!"

Weibliche Polizei in Mexiko.

Pressenachrichten zufolge darf sich die Stadt Mexiko bereits seit längerer Zeit einer weiblichen Polizeistärke rühmen. Diese Beamtinnen haben eine sehr sorgfältige körperliche Ausbildung erhalten und sollen Meisterinnen des Jiu-Jitsu sein! Es wird berichtet, daß dank ihrer Wirksamkeit die Straßen, öffentlichen Anlagen, Theater und Lichtspielhäuser für Frauen, Kinder und alte Leute sicher geworden sind.

Mutterschutz.

Das Internationale Arbeitsamt in Genf bringt, wie wir der „Sozialen Arbeit" entnehmen, eine Zusammenstellung über die Fortschritte des Mutterschutzes in den verschiedenen Ländern. Der Mutterschutz ist eines der frühesten Gebiete der Sozialpolitik in allen Ländern gewesen. Infolgedessen hat er die internationalen politischen Abkommen schon sehr frühzeitig beschäftigt. Auf der Internationalen Arbeitskonferenz im Jahre 1919 in Washington wurde ein Uebereinkommen angenommen, daß die Frauen jeden Alters, jeder Staatsangehörigkeit, ob verheiratet oder unverheiratet, ob im Handel oder in der Industrie beschäftigt, 6 Wochen vor und 6 Wochen nach der Niederkunft schützt. Dieser Schutz besteht mindestens darin, daß die betreffende Frau in der Zeit ausreichend unterstützt wird, daß sie ärztliche Behandlung und Pflege kostenlos erhält, und daß ihr zu dieser Zeit oder in dieser Zeit nicht gekündigt werden darf. Ausgenommen sind nur die Betriebe, die lediglich Familienmitglieder beschäftigen und die Arbeit in der Landwirtschaft. Auch die in der Landwirtschaft arbeitenden Frauen wurden 1921 mit in den Schutz einbezogen. — Dieses Uebereinkommen war am 1. Juli 1932 erst von 11 Staaten ratifiziert, und zwar von: Deutschland, Bulgarien, Chile, Kuba, Spanien, Griechenland, Ungarn, Lettland, Luxemburg, Rumänien und Jugoslavien.

Man sieht, es fehlen noch wichtige Länder.

Langsam schreitet dieser gesetzliche Frauenschutz voran; aber sicherlich trägt die internationale Arbeitsorganisation dazu bei, hier allmählich mit allen Ländern der Welt eine Angleichung zu schaffen.

Strickstube Obersommeri (Thurgau).

Die Strickstube Obersommeri bedarf dringend neuer Freunde. 27 körperlich gebrechliche Lehrtöchter und Arbeiterinnen bereiten sich dort auf das Erwerbsleben vor oder verdienen ihr Brot. Die früheren Besitzerinnen hatten das Werk 1931 einem Verein übergeben, damit es auf gemeinnütziger Grundlage weitergeführt werde. Die Uebernahmesumme ist heute noch nicht gesichert und erst recht fehlen die Betriebsmittel. Es ist Krisenzeit. Aber ist dies nicht gerade ein Grund, um selbst desto leichter ein weiteres kleines Opfer auf sich zu nehmen, im Hinblick auf die, die es noch viel schwerer haben? Verständnisvolle Hilfe — und dazu gehört die Unterstützung der Strickstube Obersommeri — gibt den Gebrechlichen sowohl Brot, als Lebensfreude! Wir bitten um eine Gabe auf Postscheckkonto VIII 20.516.

Von Kursen und Tagungen.

Casoja, Volkshochschulheim, Lenzerheide-See.

Winterkurs 1933 auf hauswirtschaftlicher Grundlage:

Beginn: 25. Oktober 1933 bis 24. März 1934.

Der einfache, aber große Haushalt von Casoja wird durch die Kursmädchen, unter der Führung von zwei Hauswirtschaftslehrerinnen geführt. Die Praxis wird ergänzt durch theoretische Stunden in Hauswirtschafts-, Ernährungs- und Nahrungsmittellehre. Weitere Theoriefächer: Säuglingspflege, Kindererziehung u. a.

Nach Neujahr werden Gastreferenten über die folgenden Gebiete referieren: Soziale Fragen, Religiöse Fragen, Bürgerkunde, Einführung in Gebiete der Kunst, Hygiene der Frau. Gymnastik und Sport werden regelmäßig betrieben und geben Gelegenheit zu gesunder Bewegung. Handfertigkeit und Pflege der Musik ergänzen die Arbeit. Das Kursgeld beträgt 690 Fr. Es kann ganz oder teilweise erlassen werden.

Weitere Auskünfte durch: Casoja, Lenzerheide-See.

„Herbstfest" der Berner Frauen zu Stadt und Land.

Am 23. September 1933 wird im Kasino Bern und an der Herrengasse von den Frauenvereinen der Stadt und einer großen Zahl von Landfrauenvereinen gemeinsam ein großes Herbstfest durchgeführt.

Früh um 7 Uhr beginnt der Markt landwirtschaftlicher Produkte, der neben den gewöhnlichen Marktwaren auch Saisongemüse und Früchte, frische Butter und Eier, bodenständiges Bauernbrot, Bauerngerauchtes, Käse, Züpfen, frisch geschlachtete Kaninchen, Güggeli und Suppenhühner, gedörrte Vorräte und viel anderes mehr bringen soll.

Auch im Kasino selbst beginnt vormittags 10 Uhr ein Verkauf von allen möglichen Gegenständen, die von fleißigen Frauenhänden speziell angefertigt wurden: Kleiderbügel mit Schutzhüllen, Pochettli und Täschchen dazu, Nadel-, Reise- und andere Kissen, Bücher und Kunstsachen; Bébésachen, Kinderkleidchen und Schürzen, Bettjacken und -Socken, Haus- und Zierschürzen, Sportsocken, Echarpen, Kappen usw. Was sonst noch alles aus schöpferischer Frauenphantasie heraus gestaltet und geformt werden soll, ist vorläufig noch Geheimnis.

Im Burgerratssaal wird am Nachmittag ein eigenes Kinderprogramm durchgeführt werden mit allen möglichen Gelegenheiten, Fröhlichkeit auszulösen. — Das Abendprogramm für Erwachsene ist auf ländliche und städtische Zuschauer eingestellt. Auch die Tanzmusik in beiden Sälen wird für Bauernmusik und städtischen Rhythmus besorgt sein, alles in guter Abwechslung und Eintracht!

Der ideelle Zweck der Veranstaltung besteht in der engen Zusammenarbeit von Stadt und Land, in der praktischen Durchführung des Gedankens, daß das eine auf das andere angewiesen ist und daß nur durch Zusammengehen und gemeinsame Inangriffnahme der Schwierigkeiten befriedigende Lösungen herbeigeführt werden können. — Der Reingewinn soll den Sekretariaten der beteiligten Verbände, Frauenbund und Landfrauen zufließen. M. L. W.

Freizeitheim Ronco-Locarno.

21.—29. Sept. Religiöse Fragen: Pfr. M. Gerber, Zürich.

30. Sept. bis 8. Okt. Schöpferische Betätigung: Modellieren, Zeichnen, Holzschnitt usw.: Karl Hänni, Bern.

Versammlungs-Anzeiger

Zürich. Sektion Zürich des Schweiz. Verbandes der Akademikerinnen. Mittwoch, 6. September, 20 Uhr, im Lyceumclub, Rämistraße 26: Vortrag von Frau Dr. phil. Martha Amrein: „Aus der italienischen Gegenwartsliteratur: Frauen am Werk."

Basel. Vortragsabende der Frauenzentrale beider Basel im Bernoullianum, Beginn jeweils 20.15 Uhr:

12. Sept.: Prof. Dr. H. Hunziker, Basel: „Kurpfuschertum und Geheimmittelwesen".
15. Sept.: Dr. Gertrud Woker, Bern: „Was sind Rauschgifte und wie wirken sie?"
19. Sept.: Dr. W. Scheidegger, Schlößli, Oetwil am See: „Psychotherapie und Seelsorge".
22. Sept.: Prof. Dr. A. Portmann, Basel: „Die Erforschung der Vererbungserscheinungen".
26. Sept.: Prof. Dr. A. Portmann, Basel: „Ergebnisse der Erforschung".

Werbet fleißig neue Abonnenten für Euer gutes Blatt!

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Helene David, St. Gallen, (abwesend);
Vertretung: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25, Tel. 32,203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstr. 142, Tel. 22,608.
Man bittet dringend unverlangt eingesandten Manuskripten Rückporto beizulegen, ohne solches kann keine Verpflichtung für Rücksendung übernommen werden

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund

empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:

Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrerstrasse 24, Tel. 881
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bürkiweg 6, Tel. Christof 31.36
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen: Innerer Sonnenweg 1 a, Tel. 766
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstrasse 90, Tel. 24.080
P 13287 G

Ecole d'études sociales pour femmes
subventionnée par la Confédération, GENÈVE.
Semestre d'hiver: 24 octobre 1933 — 17 mars 1934
Culture féminine générale. Préparations aux carrières d'activité sociale de protection de l'enfance, direction d'établissements hospitaliers, bibliothécaires, libraires-secrétaires, infirmières-visiteuses, laborantines. — **Pension et cours ménagers** au Foyer de l'Ecole. Programme (50 cts.) et renseignements, par le secrétariat, rue Ch. Bonnet 6, Genève. P 8533 X

Wie ich auf einfache und natürliche Weise von meinem schweren, schon erfolglos operierten OF4680Z
Kropf
ohne Arbeitsunterbrechung rasch und ohne den geringsten Nachteil geheilt wurde, teile ich aus Dankbarkeit jedem Kropfkranken gerne kostenlos und unverbindlich mit.
Frau Babette Pfeifer, München D282, Rockherstr. 38

Locarno — Monti
Pension Olanda (Walter) Herrl., staubf. Lage. Balkone und Loggien. Südzimmer m. fließendem Wasser. Park mit Sonnen-Bad. Pension Fr. 6.50. P 6975 O

Flechten
jeder Art, auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte **Flechtensalbe „Myra"**. Preis kleiner Topf Fr. 3.—, gr. Topf 5.—. Zu beziehen durch die **Apotheke Flora, Glarus** P 61-11 G.

Qualitäts
Kolb Seifen
Marken
Seifenfabrik Jak. Kolb, Zürich
P 153 Z

PRIVAT KOCH SCHULE VON ELISABETH FÜLSCHER
PLATTENSTRASSE 66 ZÜRICH 7 TELEFON 24.461 P179 Z
Dreizehnjährige Lehrtätigkeit und spätere Leitung in der PRIVAT KOCHSCHULE WIDMER
KOCH KURS 3. OKTOBER 14. NOVEMBER

Schöne Eierpilze
hat fortwährend zu Tagespreisen abzugeben: P9372Ch.
Kant. Bäuerinnen-Vereinigung Graubündens, Landquart.

Verkaufsmagazine in: 209-33
MIGROS
Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern, Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen

„Warenhaus und Migros"

Immer wieder versuchen interessierte Kreise, diese beiden Begriffe zusammenzukuppeln, die direkt die Antipoden im Kleinhandel sind.

Ohne feindlich gegen das Warenhaus eingestellt zu sein, müssen wir doch die grundlegende Verschiedenheit einmal klarlegen:

1. **Die Migros ist ein Lebensmittel-Spezialgeschäft** — mehr noch als der herkömmliche Laden, der außer Lebensmitteln häufig Bürstenwaren, gewisse Drogerien etc. etc. führt.
2. Die Migros hat im Gegensatz zum Warenhaus ein **bestimmtes volkswirtschaftliches Programm:**
   a) sie unterläßt den Verkauf alkoholischer Getränke — des „rentabelsten Artikels der Branche";
   b) sie bezahlt dem Bauer die höchstmöglichen Preise;
   c) sie bezahlt ihren Lieferanten grundsätzlich Preise, bei denen sie gut existieren und ihren Arbeitern und Angestellten einen guten Lohn zahlen und rechte Bedingungen gewähren können;
   d) sie kauft prinzipiell von Gewerbetreibenden und **trustfreien** Mittel- und Kleinfabrikanten.
3. Die Migros führt prinzipiell **Qualitätsware.**
4. Sie hat grundsätzlich eine **ausgeglichene Kalkulation,** keine Lockvögel und Schlager und keine überkalkulierten Artikel. Einzige Ausnahme von dieser Regel bilden gewisse inländische landwirtschaftliche Produkte, für die die Migros **hohe Preise** bezahlt und die sie billig verkauft zu Lasten ihrer normalen Handelsmarge.
5. Die Migros zahlt mustergültige Löhne, namentlich an das weibliche Verkaufspersonal, und hat vorbildliche Anstellungsbedingungen, sowie einen reichlich gespiesenen Pensionsfonds.

Die Migrosgeschäfte sind die einfachsten, rein der sachlichen Vermittlung der notwendigsten Nahrungsmittel für die Bevölkerung dienend.

Drei Fragen:

Gibt es einen notwendigeren Handel als den durch die Migros betriebenen?

Gibt es einen Handel, der den Interessen der Bevölkerung mehr dient als die Migros?

In welchem andern Zweig des Kleinhandels wäre eine Erneuerung à la Migros segensreicher als gerade im Handel mit den täglich benötigten Lebensmitteln?

Diese Klarstellung ist in diesem Moment von **größtem Ernst,** wird doch ein unerhörter politischer Druck auf die verschiedensten Behörden ausgeübt, dahingehend, daß der Lebensmittelhandel der Migros als Warenhaushandel (!) zu betrachten sei und unter diesem Vorwand bekämpft werden müßte!

Der Zusammenschluß der **Bewirtschafter des Bürgers (als Konsument)** wird immer enger, ihre Haltung gegenüber den Konsumenten-Interessen immer drohender; die Notwendigkeit des Zusammenschlusses der Bürger in ihrer Konsumenten-Eigenschaft ist ein dringendes Gebot der Stunde.

Der Konsument wird in Massen aufstehen!

Liebes ‚Wirtschaftliches Volksblatt'!

„Man sollte mit den Frauen Kurse über den richtigen mittelständischen Geist veranstalten, den mittelständischen Einkauf. Die Töchter sollte man ebenfalls dazunehmen."

Also schreiben Sie Anno Domini 1933 am 20. August — ja, aber sehen Sie, dann sollte man den wirtschaftlich so bildungsbedürftigen Frauen auch ein „vollblut-mittelständisches" Portemonnaie zur Verfügung stellen, und das haben nach der Zusammensetzung unseres Volkes eben 90 Prozent nicht — denn Sie zählen ja z. B. die Angestellten nicht zum staatserhaltenden Mittelstand!

Im „Bund", Bern, erschien am 18. August, Morgenblatt, ein erfrischender Artikel „F. B.":

„Im Morgen-„Bund" vom 16. August wird in allen Tönen über den Notstand des Mittelstandes gejammert, so daß man beinahe zu der Ueberzeugung kommt, nun sei alles am Verlumpen und der Untergang der Welt nahe. Industrielle, Bauern u. Krämer blasen ins gleiche Horn und verlangen vom Bundesrat Unmögliches.

Es ist nicht zu bestreiten, daß wir in einer lausigen Zeit leben, die für viele große Sorgen bringt. Allein so schlimm, wie die Sache dargestellt wird, kann es noch nicht sein. Ich frage mich nämlich: Wem gehören die vielen Tag und Nacht zirkulierenden, mit Schweizer Nummern versehenen Luxusautos, vollbesetzt mit lustigen Elegants, die von einer Festivität zur andern reisen? Offensichtlich nicht Proleten, Beamten und Angestellten, deren Lohn gerade hinreicht, um ihre Familien schlecht und recht erhalten zu können. Wer frequentiert die Tea-Rooms, die feinen Cafés und die Kinos? Wer raucht Zigaretten, die Schachtel zu Fr. 2.— und mehr? Wer besitzt tausendfränkige Radioapparate? Gewiß nicht die Arbeitslosen, die kleinen Beamten und Angestellten! Wer kauft all die schönen Sachen, die in den Magazinen der Stadt ausgestellt sind, die seidenen Damenstrümpfe zu Fr. 8.— und mehr das Paar, die dessous und dessus und was alles zu einem modernen Menschen gehört? Man komme nicht und behaupte, Derartiges werde eben nicht mehr gekauft, sonst würden die Ladenbesitzer, die 20—30,000 Fr. Ladenmiete pro Jahr bezahlen müssen, es nicht jahrelang aushalten können!"

Die harten Pfirsiche . . .

Auf den italienischen Exportmärkten wird die Exportware, wie Pfirsiche etc., d. h. Ware, die 2—3 Tage Reiszeit bis zum Konsumenten aushalten muß, immer in hartem, nicht ganz reifem Zustand angeliefert. Die Schweiz ist das nächste Abnehmerland Italiens, daher kommt es häufig vor, daß die Pfirsiche nach ihrer Ankunft hier noch einige Tage brauchen, bevor sie „im Stadium" sind. Immer wieder versuchen wir, die Exporteure dazu zu bringen, **die Früchte für die Schweiz reifer** pflücken zu lassen, bisher mit geringem Erfolg. Da der endgültige Bestimmungsort der Ware beim Pflücken noch nicht bekannt ist, ist begreiflich, daß es schwer hält, beim Pflücken schon auf die besonderen Erfordernisse des Bestimmungslandes Rücksicht zu nehmen.

Wir werden aber nicht nachlassen und werden es mit der Zeit auch fertig bringen, unsern Freunden am Baum besser ausgereifte Früchte heranzuschaffen.

Inzwischen müssen wir uns damit begnügen, den Rat zu geben, die reifsten Früchte zuerst zu genießen und die andern 1, 2, 3 Tage zurückzulegen.

Prachtvolle Pfirsiche haben wir ja, es ist eine Freude!

Greyerzer Käse

Er verdient mehr Beachtung — namentlich jetzt:

1. weil Greyerzer-Käse in der Regel **teurer** ist als Emmentaler und jetzt billiger,
2. weil er einen höheren Fettgehalt hat und daher besonders fein ist im Teig,
3. die Emmentaler Sommerware 1932 bald aufgebraucht ist — Greyerzer Winterkäse ist im allgemeinen beliebt.

Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten, aber ein Versuch mit Greyerzer-Käse empfiehlt sich.

Greyerzer Käse ½ kg **95** Rp.

(nur in den Magazinen erhältlich).

Käse, unsere Spezialität!

Ia Emmentaler (an den Wagen 215 g 50 Rp.)	¼ kg 58 Rp.
Schweizer Tilsiter (an den Wagen 250 g 50 Rp.)	¼ kg 50 Rp.
Sbrinz-Reibkäse	¼ kg 80 Rp.
Parmesan, ¾ fett	¼ kg Fr. 1.06¼
Gorgonzola	¼ kg 50 Rp.
Typo „Bel Paese"	¼ kg 62½ Rp.

Schachtelkäse:

Ia Emmentaler, 6-Portionen-Schachtel 55 Rp. (Verkaufspreis Fr. 1.—, Bareinlage 45 Rp.)
Rahmkäse „Aroma" 6-Port.-Schachtel 80 Rp. (Verkaufspreis Fr. 1.—, Bareinlage 20 Rp.)
Assortimentspackung, 6-Port.-Schachtel 70 Rp. (Verkaufspreis Fr. 1.—, Bareinlage 30 Rp.)
Dessert-Packung, 6-Port.-Schachtel 80 Rp. (Verkaufspreis Fr. 1.—, Bareinlage 20 Rp.)

Neue Gemüsekonserven

Erbsen mittelfein II	große Dose 80 Rp.
Erbsen mittelfein I	große Dose Fr. 1.—
Erbsen fein	¾ Dose Fr. 1.—
Erbsen mit Karotten	große Dose 90 Rp.
Bohnen, mittelfein	große Dose Fr. 1.—
Bohnen, fein (ab nächsten Montag)	¾ Dose Fr. 1.—
Randensalat	⅔ Dose 40 Rp.
Champignons de Paris	Dose 50 Rp.

Neu-Eröffnung unseres Verkaufsmagazins a. Hirschenplatz in Zürich
Telephon 43.068 **Niederdorfstraße 18**

Familie und Hauswirtschaft.

Mein Stundenplan.

Von Erika Lingner.

Wenn eine Hausfrau ihren Stundenplan zusammenstellt, so muß sie m. A. n. ihm vor allem dreierlei zugrunde legen:

1. die ganze zu leistende Arbeit muß erfaßt werden,
2. die Bedürfnisse der einzelnen Mitglieder müssen erfüllt werden, und
3. die Hausfrau selbst muß auch zu ihrem persönlichen Recht kommen können.

Gerade den letzten Punkt glauben so viele Hausfrauen nicht vor sich und der Familie verantworten zu können. Ein guter Tagesplan muß vor allem der Hausfrau die genügenden Stunden Schlaf sichern, eine Nachtruhe von 8 Stunden, und vor allem eine Mittagspause von 1—2 Stunden. Und zu den persönlichen Rechten der Hausfrau rechne ich auch, daß sie Zeit findet, ihren Interessen und Liebhabereien nachzugehen, sei es Kunst oder Sport, Literatur oder Politik oder sonst etwas. Darum muß am Tage mindestens eine Stunde der Hausfrau selbst gehören! In diesem Sinne will ich meinen Stundenplan erläutern und rechtfertigen.

Im vorliegenden Falle handelt es sich um eine Familie mit zwei Kindern im Alter von 7 und 4 Jahren; wir bewohnen ein Landhaus in einem Vorort. Beim Bau des Hauses war der tägliche Arbeitsgang maßgebend für Anordnung, Lage und Ausgestaltung der einzelnen Räume. Das Haus hat 2 Etagen mit 6 Zimmern, Küche, Diele und Bad von 130 Quadratmeter Wohnfläche, außer Treppenhaus, Keller und Dachgeschoß. Ganz besonderer Wert wurde auf eine gut zu bestehende Treppe in die oberen Schlafräume gelegt. Das Haus weist alle Bequemlichkeiten auf, die zur praktischen, arbeitsparenden Haushaltführung nötig sind. Nur und für sich teure Anschaffungen wie Zentralheizung, Gasautomat, eingebaute Badewanne, Spülicht usw. verzinsen sich doppelt und dreifach dadurch, daß im Hause keine Arbeitskraft gehalten zu werden braucht.

Anhand meines genau durchdachten und erprobten Stundenplanes kann ich mit Leichtigkeit die ganze Arbeit bewältigen, ohne mich abhetzen und überanstrengen zu müssen. Allerdings ist hierbei besonders zu erwähnen, daß weder der Mann noch die Kinder von mir eine Bedienung verlangen. So putzen sich z. B. der Vater und die Kinder im allgemeinen die Schuhe selbst, die Kinder helfen sich gegenseitig beim Anziehen, auch beschäftigen sie sich den ganzen Tag allein. Entweder spielen sie um mich herum, helfen ein bißchen staubsaugen, abstäuben oder abtrocknen, oder sie sind im Garten. Auch die Zentralheizung wird vom Hausvater bedient, was allerdings täglich nur 10—15 Minuten in Anspruch nimmt.

Unumstößlich fest liegen am Tage die drei gemeinsamen Mahlzeiten, um die sich dann die Arbeit gruppiert. Ganz unbedingt eingehalten wird auch die Mittagspause von 2—4 Uhr. Diese 2 Stunden Schlaf oder Ausruhen ermöglichen es mir, den Nachmittag über in voller Arbeitskraft zu verbringen und etwas zu leisten. Bei uns wird weder Kaffee getrunken noch geraucht, um sich über das natürliche Schlafbedürfnis hinwegzutäuschen.

Ich habe mir den Tag so eingeteilt, daß am Vormittag die Arbeit erledigt wird, die nötig ist, um den Haushalt in Betrieb zu halten, wie das Herrichten der Zimmer und der Wäsche, das Kochen, am Nachmittag beginnt dann die produktive Arbeit: das Nähen. Außer den Anzügen meines Mannes nähe ich alles selbst.

Mein Musikstudium verlege ich auf den ganz frühen Morgen. Erstens mal ist es schön, den Tag mit Musik anzufangen, und die Vögel und die Sonne und die rauschenden Bäume verlangen ja geradezu, daß man mit ihnen anstimmt, den neuen Tag zu begrüßen; und zweitens bin ich am Morgen noch ganz frisch und unverbraucht, und kann so in kürzester Zeit das meiste lernen. Und den Gipfelpunkt erreicht dieser Luxus am Samstagvormittag, wo eigentlich jede ordentliche Hausfrau im Schweiße ihres Angesichts scheuert: da mache ich schon Feiertag, fahre in die Stadt zur Gesangstunde, die für mich eine seelische Gymnastik bedeutet. Da vergesse ich einmal alles Rechnen, Einteilen und Rationalisieren, da fühle ich mich ganz unabhängig und frei — um mich dann einige Stunden später mit voller Begeisterung wieder in meinen Haushalt zu stürzen — mit neuer Kraft geladen.

Ueber die Instandhaltung der Räume ist nur kurz zu sagen, daß ich den einen Tag mit dem Staubsauger durch alle Räume gehe, und den nächsten Tag mit dem Flaumer, was sich als eine sehr glückliche Verbindung herausgestellt hat. Ein um den anderen Tag wird jede Etage besonders gründlich vorgenommen. Da alle Räume neuzeitlich schlicht eingerichtet und alle Schränke eingebaut sind, erübrigt sich so auch das schreckliche Großreinemachen. Abgewaschen wird nur einmal am Tage, was auch bei nur drei Mahlzeiten gut möglich ist.

Da die Kinder noch klein sind, muß jede Woche einmal Wäsche gehalten werden. Und ich habe es mir ausprobiert, daß es mich weniger anstrengt und aus dem Gleis wirft, jede Woche zu waschen statt erst nach vier oder gar sechs. Die Plättwäsche mache ich jedesmal gleich fertig, hingegen kommt alle Mangelwäsche fertig gelegt in eine Truhe, und wird dann im Ganzen einmal im Monat auf der eigenen Tischmangel fertig gemacht, und dann in den Schrank gelegt.

Für das Einkaufen der Lebensmittel brauche ich fast gar keine Zeit, da ich einmal wöchentlich meinen ganzen Bedarf telephonisch in einem Kaufhaus bestelle, das mir die Waren pünktlich, sauber, zuverlässig, gut und preiswert liefert. Frisches Gemüse und Obst kaufe ich im Laden um die Ecke. Auf diese Weise vereinfacht sich auch meine Abrechnung. Da sich meine Ausgaben auf 1 bis 2 Tage in der Woche zusammendrängen, kann ich an Hand der 2 oder 3 Rechnungen schnell am Montag zusammenrechnen, wie hoch sich unser Verbrauch in der Woche gestellt hat, am Monatsende ziehe ich die Bilanz und mache gleich den Voranschlag für den nächsten.

Am Abend wird das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden: während mein Mann vorliest, stricke und stricke ich für mich und die Kinder. Auf diese Weise ist schon mancher Strickanzug für die Buben fertig geworden, manches Stickereikleid, manches Kissen, manche Decke verdankt diesen Abenden die Entstehung.

Da wir hier draußen so ganz in Luft und Licht und Wald wohnen, braucht keine bestimmte Zeit angesetzt zu werden, um Luft zu schnappen: ein Schritt und man ist im Garten. Im Sommer spielt sich überhaupt unser ganzes Leben fast im Garten ab, so daß ich dadurch auch weniger im Haus zu tun habe.

Ueber aller Einteilung meiner Arbeit stehen noch 3 Grundsätze:

1. Tue alle Arbeit gleich!
2. Arbeite möglichst vor!
3. Mache alles gleich so gut wie möglich!

Diese bewirken, daß ich stets mit der Arbeit fertig bin, und daß sich dadurch Unvorhergesehenes leicht einschiebt, und daß ich stets Zeit habe für alles, was mir im Augenblick wichtig ist. — Es gibt eine große Gerechtigkeit im Leben: Jeder Mensch bekommt jeden Tag 24 Stunden zum Geschenk, die er nach seinem Gutdünken verwalten und verwerten darf. Und in die Hand eines jeden Menschen ist es gelegt, was er aus seinem Tag, seinem Jahr, seinem ganzen Leben macht!

Stundenplan

	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Samstag	Sonntag
½7–8	Luftbad, Duschen Anzieh., Frühst.	wie Montag	ebenso	ebenso	ebenso	ebenso	ebenso
8–9	Musikstudium	wie Montag	ebenso	ebenso	telef. Einkauf Musikstudien	Zimmer schnell ordnen	Musik machen
9–10	Zimmer reinigen ordnen	wie Montag	Brot backen Zimmer reinig.	wie Montag	ebenso	z Gesangsst. in die Stadt fahren	gemeinsames Spazierengehen
10–11	Abwäsche Küche	wie Montag	ebenso	ebenso	ebenso	Besorgungen Besuche Ausstellungen usw.	
11–12	fertig machen Wäsche einweich.	Wäsche kochen	Wäsche spülen aufhängen	Wäsche plätten	Fenster putzen		Zimmer fertig machen
12–13	Mittagessen kochen	wie Montag	ebenso	ebenso	ebenso	ebenso	ebenso ½1 Mittagessen Schlafen
13–14	Mittagessen Tisch abräumen	wie Montag	ebenso	ebenso	ebenso	ebenso	
14–15	Schlafen	wie Montag	ebenso	ebenso	ebenso	ebenso	
15–16	Schlafen	wie Montag	ebenso	ebenso	ebenso	ebenso	
16–17	Wochenabrechg. Nähen	wie Montag	ebenso	ebenso	Mittagessen f. Samstag vorkochen. Hausarbeit vorarb.	Kuchen backen Anrücken der Wochenendgäste d. Kaufh. liefert	
17–18	sticken, stopfen	wie Montag	ebenso	ebenso			
18–19	Abendbrot, zu Bett gehen der Kinder	wie Montag	ebenso	ebenso	ebenso	ebenso	ebenso
19–20	Abendbrot der Eltern	wie Montag	ebenso	ebenso	ebenso	ebenso	ebenso
20–21	Vorlesen des Mannes	gemeinsames	Vorlesen und	Erledigung der Korrespondenz und sonstige schriftstellerische Arbeiten		gemeinsames Musizieren und Erzählen	Musizieren Abschied der Gäste
21–22	dabei Handarbeiten d. Frau	Musizieren	Handarbeiten				
22–23	Zentralhz. nachs. zu Bett gehen	wie Montag	ebenso	ebenso	ebenso	ebenso	ebenso
23–24	in tiefstem Schlummer	wie Montag	ebenso	ebenso	ebenso	ebenso	ebenso

(„Neue Hauswirtschaft".)

Der Kurs für die Durchführung der Haushaltlehrprüfungen,

wie er im Sommer dieses Jahres vom Schweiz. Verband für Berufsberatung und Lehrlingsfürsorge in Herzogenbuchsee veranstaltet wurde, war zwar in erster Linie für Berufsberaterinnen, Hauswirtschaftslehrerinnen und Prüfungsexpertinnen von großem Interesse. Es sind denn auch zirka 70 Personen aus der ganzen Schweiz erschienen, die unter der Leitung von Frl. Rosa Neuenschwander, Berufsberaterin aus Bern, in dreitägiger intensiver Arbeit das Kursprogramm erledigten. Mit der zunehmenden Entwicklung des Haushaltlehrwesens werden sich aber nicht nur die Prüfenden und Prüflinge und die Lehrmeisterinnen und Lehrtöchter um diese Prüfungen und ihre Resultate kümmern, sondern die Hausfrauen vor allem, die eine gelernte Berufsanfängerin als Hausangestellte aufnehmen. Und weil die Haushaltlehre auch für eine Reihe anderer Berufe als sehr geeignete Vorstufe betrachtet wird, und es wünschenswert erscheint, sie als Grundlage für diese zu erklären, sind auch andere Instanzen an den Haushaltlehrprüfungen interessiert (Schulen für Hausbeamtinnen und Haushaltungslehrerinnen, Lehrstätten für Pflege- und Sozialberufe, Berufstätige in hauswirtschaftlichen Spezial- sowie Gastwirtschaftsberufen). Um allen diesen Kreisen ein Werturteil über den vorgewiesenen Prüfungsausweis zu ermöglichen und sie zu befähigen, die hauswirtschaftlichen Kenntnisse und Fertigkeiten der Mädchen ein wenig abzuschätzen, sind für die Schweiz einheitliche Prüfungsmethoden und -Ausweise notwendig.

Von diesem Bedürfnis und der Notwendigkeit nach Vereinheitlichung vermochte Frl. Neuenschwander die Kursteilnehmerinnen durch ihr einleitendes Referat zu überzeugen. Sie wies darauf hin, daß das Prüfungsverfahren für das hauswirtschaftliche Lehrwesen ähnliche Voraussetzungen hat wie die Lehrprüfungen in anderen Berufen: Prüfung und nicht Examen, d. h. Ermittlung selbständiger, praktischer Arbeit statt Repetition von Kenntnissen, die laut Lehrplan vorhanden sein sollten; Schwierigkeiten an der Prüfung selbst (wie z. B. die neue, fremde Umgebung) und das Fehlen der Erfahrungsergebnisse aus der Lehre. Durch eine allgemein gültige Wegleitung, welche die Prüfungsfächer und ihre Prüfungszeit, den Stundenplan, die Aufgaben der Expertinnen und ihre Kompetenzen, die Prüfungsart, die Prüfungsposition und die Notengebung umschreibt, kann die Vereinheitlichung der Prüfung erzielt werden. Daneben muß die Prüfungsmethode den Expertinnen bekannt sein und der Prüfungsplan für jedes Fach gut ausgearbeitet werden. Die Prüfungsmittel sind ähnlich wie in andern Berufsprüfungen. Sie wurden durch Referate und Diskussion theoretisch behandelt und durch praktische Prüfungslektionen mit Schülerinnen der Haushaltungsschule ausprobiert und abgeklärt. Es zeigte sich, daß die bestehenden Prüfungsorgane in Aarau, Basel, Bern, Frauenfeld, Olten, Schaffhausen, St. Gallen, Genf, Zürich und Winterthur sich in manchen Punkten wie Prüfungsfächer, Prüfungszeit, Anforderungen in einzelnen Fächern, Zusammensetzung der Prüfungskommission und Lehrausweis schon recht nahe stehen und der Boden zur Vereinheitlichung bereit ist. In der Notengebung, vor allem in der Ausarbeitung von sog. Prüfungspositionen (Schema für Teilausführungen und Notenberechnung) für alle Fächer ist Bern weit voran. Dieses System wollte einem zuerst allzu ausgeklügelt scheinen, aber die praktischen Uebungen und die verblüffende Uebereinstimmung in der Notenansetzung ließ den Kurs beschließen, daß das Prüfungssystem Bern auch an andern Orten geprüft und eventuell angewendet werden soll. Auch das Frageschema in der Hand der Berner Expertinnen erwies sich als äußerst wertvolles Prüfungsmittel. Doch wie diese Schema bei der einzelnen Schülerin gehandhabt werden, darauf kommt es wohl an. Immer wieder waren die Kursteilnehmerinnen überrascht von der hervorragenden Begabung prüfen zu können, wie sie nicht nur bei der Kursleiterin und bei einer Hauswirtschaftslehrerin beobachtet werden konnte, sondern auch bei Berner Hausfrauen. Im Lande Gotthelfs kommen offenbar pädagogische Fähigkeiten zur Auswirkung wie sonst nirgends.

Diesem ersten Kurs werden hoffentlich weitere Veranstaltungen zur Vereinheitlichung der Haushaltlehrprüfungen folgen, und sie werden damit den Weg ebnen für die Anerkennung und Wertschätzung des Lehrwesens in der Hauswirtschaft. Den Hausfrauen bleibt aber immer noch die schöne Aufgabe vorbehalten, durch systematische Haushaltführung und verständiges, planmäßiges Lehren die jungen Mädchen zu den Prüfungen zu leiten und damit einen einheimischen, wohl ausgebildeten Nachwuchs heranzuziehen.

E. Hk.

Kindergarten und Gemeinschaft.

Motto: ..., das Fundament, der Eckstein der Menschenerziehung, liegt in der allerersten Kindererziehung, von den ersten Lebensjahren bis in das 6.—8. Jahr. (Friedrich Froebel.)

Der Kindergarten nimmt getrost und zuversichtlich jedes Kind auf: das trotzige, eigenwillige, das schüchterne, das verwöhnte, auch dasjenige, das mit heftigem Protest anrückt, und

Kinder plaudern von ernsten Dingen

Jede Mutter hat gewiß schon Gespräche ihrer Kleinen vernommen, die von ähnlichen Dingen handelten. Gerne veröffentlichen wir ab und zu ein „Kindergespräch", wenn uns von Leserinnen solche abgelauschte Weisheit kundgegeben werden kann. Wir entnehmen der „Hauswirtschaft" folgende hübsche Kinderstuben-Szene:

Liese, vierjährig, und Grete, fünfjährig, sind unzertrennliche Freundinnen. Zwar streiten und raufen sie meist, und man muß oft, sehr oft sogar, Schiedsrichter spielen, aber trotzdem (oder gerade deshalb?) hängen sie aneinander wie die Kletten. Es ist fast so wie in der Ehe...

Auch heute höre ich wieder laute Stimmen aus dem Kinderzimmer, aber diesmal scheint keine Meinungsverschiedenheit, sondern das Thema, mit dem sich die beiden beschäftigen, Ursache ihrer erregten Stimmung zu sein. Sie wollen Mutter und Kind spielen. Liese stellt die Bedingung: „Aber wie Große!" Das soll heißen: ganz richtig, wie in der Wirklichkeit. Grete ist damit nicht einverstanden. Denn sie „weiß etwas" von den Großen! „Die Großen haben oft keine Mutter!" Liese wundert sich: „Meine Mutti hat doch auch eine Mutti, und die ist dann meine Großmutti." Grete gibt leutselig zu, daß auch solche Fälle möglich sind, fährt aber, ihre erste Mitteilung ergänzend, fort: „Manchmal sterben die Muttis, bevor noch das Kind kommt. Sie fallen auf der Straße um und sind tot. Dann kommt ein Wagen und holt sie ab." (Weiß der Teufel, wo sie das aufgeschnappt hat!) Liese ist sofort im Bilde: sie nickt eifrig. „Ja, ich weiß, der Leichenwagen." Grete, stolz, bei der kleineren Gespielin Glauben zu finden, spinnt den Gedanken weiter: „Da kommt man einmal aus dem Kindergarten nach Hause und hat keine Mutti mehr. Würde dir das leid tun?" Liese schluckt bereits so sehr ist sie von Gretes Schilderungen gefangen: „Ich würde mich sehr kränken," bringt sie in weinerlichem Tone hervor.

Dann ist es plötzlich mäuschenstill im Kinderzimmer. Eben wie ich nachsehen will, was los ist, höre ich Liese, resolut das unfrohe Gespräch abbrechend, zu Grete sagen: „Reden wir nicht mehr darüber, sonst würden wir noch ganz traurig."

Gleich darauf ist das Kinderzimmer, über dem ein paar Herzschläge lang eine Wolke von Schwermut und Todesahnen geschwebt hatte, erfüllt von Sonnenschein, Lachen und Jauchzen.

Der vierjährige Karli ist robuster; er ist eben ein Mann und will nicht aufhören, „davon zu reden", wie die zimperlichen Mädchen, sondern er will „wissen", und so fragt er munter drauflos. Der Tod der Großmutter (väterlicherseits) bietet ihm die lang erwünschte Gelegenheit. Im Hause ist große Aufregung, Karli merkt, daß irgend etwas Besonderes vor sich gegangen ist und erkundigt sich ohne Zaudern bei seinen Eltern. Die sind klug genug, das Kind nicht mit einer Lüge abzuspeisen, sondern erzählen ihm, daß die liebe Großmutter gestorben sei. Also so etwas gibt es! Ob auch Kinder sterben können? Und Vattis? „Wie wirst du heißen," wendet er sich im Beisein des Vaters wenig schonungsvoll an die Mutter, „wenn der Vatti stirbt?" (Daß die Frauen den Namen wechseln, wenn sie heiraten, wurde ihm schon einmal erklärt.) „Wirst du gleich heiraten oder wirst du eine Weile warten?" Die Mutter wehrt sich. „Warum soll denn unser Vatti sterben? Er ist doch gesund und jung, und ich will auch keinen anderen Mann, weil er sehr lieb und gut ist."

Karli ist es aber um die Wahrheitsfindung zu tun, und er lehnt daher jeden aufschiebenden Einwand ab. „Aber", beruhigt er die Mutter, „der andere wird auch lieb und gut sein, alle Männer sind gleich!"

Er ist praktisch. Wenn's nun doch einmal passiert und der Vatti — den er sehr lieb hat — stirbt, da soll doch gleich ein anderer da sein, der einem Schuhe und Kleider und einen Roller und ein Schmetterlingsnetz kauft. Er findet, er habe der Mutter noch nicht genügend Ratschläge gegeben: „Weißt du," fährt er fort, „wenn ein Herr geboren wird und er hat noch kein Fräulein, so soll er zu uns kommen, wir werden ihm schon alles sagen, was er bei uns zu machen hat."

Damit scheint ihm die Sache ein für alle Male klargestellt. Der Nachfolger ist jedenfalls gefunden, wenn man ihn gleich bei der Geburt vornimmt.

Aber da gibt plötzlich die Mutter dem Gespräch eine unerwartete Wendung. „Geh, Karli, hör doch auf, immerfort davon zu reden, daß der Vater sterben wird. Es sterben doch hauptsächlich alte Leute." Ah, das ist neu! Umso besser! Aber da ist ja noch die andere Großmutter, Muttis Mutter, die mit ihnen allen zusammenlebt. Mit raschem Ruck des winzigen Körperchens dreht er sich zu ihr und ruft, voller Triumph mit ausgestrecktem Finger auf sie weisend: „So, Großmutti, jetzt kommst du dran."

J. Sch.

Wohin geht das Geld?

Die Frage war noch nie so brennend wie heute, wo täglich neue Familien, die bisher sorglos lebten, durch die veränderten Verhältnisse zu einer schnellen Umstellung und äußerster Sparsamkeit gezwungen werden.

Zum Einschränken gehört nicht nur der gute Wille. Er ist eine Begleitgabe. Das wichtigere Erfordernis zur Ueberwindung der Schwierigkeiten ist das Wissen um das Wie. Das Primäre ist Ueberlegung, Kontrolle und daraus hervorgehend einsichtige Wirtschaftsführung.

Auf diese drei Dinge kommt es an. Ihr Vorhandensein oder ihr Fehlen ist der Grund, warum es bei Familien, die gleiches Einkommen und gleiche Verhältnisse haben, geht oder nicht geht.

Mit dem Geld ist es, wie mit allen Dingen. Man muß verstehen, damit umzugehen, sonst nutzt es einem nichts. Solange nicht jeder Rappen, der fortgeht, kontrolliert wird, ist nichts getan zu einer Verbesserung der Wirtschaftslage. Das Geld wird tückisch, es verschwindet zu schnell und auf räselhafte Weise. Dann bleibt ein langes Monatsende übrig, ein magerer Tisch, ein Herz voll Sorgen und lauter schlechte Launen.

Man muß sich klar werden über das Geld, das einem zur Verfügung steht, und über das, was mit diesem Geld bezahlt werden muß. Man stellt ein Budget auf. Am besten teilt man das Geld am Anfang des Monats oder am Zahltag gleich ein und legt den Betrag, der an Miete, Licht und Brand zu entrichten ist, oder andere feste Beträge, die regelmäßig zu zahlen sind, in einen besonderen Briefumschlag. Die nächste Summe, die man herausnimmt, ist für den Haushalt — Nahrung und Instandhaltung — bestimmt und daran schließen sich die übrigen notwendigen Ausgaben. Was endlich übrig bleibt, wird reserviert zum Sparen oder für Auslagen, die nicht notwendig, aber angenehm oder wünschenswert sind.

Diese Aufstellung wird man im Anfang nicht immer richtig machen, denn es bedarf dazu einer kleinen Erfahrung. Die Erfahrung bekommt man durch eine genaue Kontrolle des Geldes, die in einer bescheidenen Buchführung im Haushalt besteht. Am besten legt jede Hausfrau sich ihr Heft selbst an und richtet es nach ihren persönlichen Bedarf ein. Für jeden Tag des Monats werden zwei Heftseiten reserviert. Auf der linken Seite wird ein allgemeines Konto eingerichtet, in das sämtliche Tagesausgaben eingetragen werden. Daneben werden auf der rechten Seite Spezialkonten geführt für Wohnung (Miete, Licht und Brand), Hausstand (Anschaffung und Instandhaltung), Nahrung, Kleidung (Wäsche, Reinigung, Reparaturen, Anschaffungen), Gesundheit und Körperpflege (Bücher, Zeitungen, Papier, Medikamente usw.), persönliche Ausgaben (Vergnügen, Geschenke, Reisen).

Jede Hausfrau kann je nach ihrem Bedarf noch andere Konten einführen, z. B. Lohn für Angestellte, Steuer oder Versicherungen, Abzahlungen, die sie leisten sind usw. Zu vermeiden ist ein Konto mit der Ueberschrift „Verschiedenes", weil das zu einer Umgehung der Kontrolle Anlaß würde. Empfehlenswert hingegen ist es, da wo es noch möglich ist, ein Sparkonto einzurichten, in das man täglich etwas einzahlt, um am Monatsende die Freude der Ersparnisse zu genießen.

Die Kontrolle geschieht nun so: Die Hausfrau nimmt sich allabendlich die Mühe, ihre großen Ausgaben in das allgemeine Konto einzutragen und jede Ausgabe noch einmal extra in das Spezialkonto, in das sie hinein gehört. Wenn man am Tage nach jedem Einkauf den Betrag schnell auf einen Zettel notiert, ist das eine geringe Mühe und schnell gemacht. Aber man darf es keinen Abend versäumen.

Nun kommt der zweite wesentliche Teil der Arbeit, der Nutzen aus dieser Kontrolle. Nach einem Monat gewährt ein solches Heft einen Ueberblick, es stellt eine Erfahrung dar. Es erlaubt zu übersehen, was von den gemachten Ausgaben notwendig, was angenehm, was überflüssig war. Die Kontrolle dient zum Voranschlag für den nächsten Monat. Es handelt sich nicht darum, sinnlos zu sparen, den Magen auf Kosten der Eleganz, des Vergnügens oder umgekehrt den Geist zugunsten des Magens oder Aussehens schlecht zu behandeln, sondern es handelt sich darum, allen wirklichen Bedürfnissen Rechnung zu tragen und auch das Angenehme so viel als möglich zu erreichen, aber alles Ueberflüssige und Sinnlose zu vermeiden. (Ekl. im „Bund".)

Neues Bauen — neues Wohnen.

M. S. G. Was sich gleich geblieben ist, ist die Sehnsucht vieler nach einem Eigenheim. Was sich verändert hat, das sind die äußern Verhältnisse. So taucht ein neuer Baugedanke zur Befriedigung dieser Sehnsucht auf, der des dynamischen Bauens. Der Begriff des dynamischen Bauens will nichts anderes sagen als: Baue nach den vorhandenen Mitteln und vergrößere je nach den jeweils verfügbaren Mitteln. Das geschieht durch das sogenannte Anbauhaus. Baue erst klein, einen Hauskern mit einem oder zwei Zimmern, Küche, Bad und Abort. Stad weitere Mittel erspart, so kann eine Terrasse, eine Laube, ein zweiter, dritter oder vierter Raum organisch angegliedert werden.

Dabei ist der Aufbau dem persönlichen Geschmack überlassen. Willst du neben-, hinter- oder übereinander bauen, immer wird das Ganze zu einer harmonischen Einheit verschmelzen und in der Architektur vollendet sein.

Beim dynamischen Bauen ist nötig, daß Wände, Fußböden, Türen, Fenster, ja die Dachschindeln normalisiert sind. Jedes Stück hat seinen festen Preis. Abends nimmt man den Katalog hervor und überlegt sich, was man für das vorhandene Geld anbauen wolle. Hat beim Anfänger der einzige Raum als Wohn-Schlafraum gedient, so wechselt er beim Anbau des zweiten seine Bestimmung in einen Wohn-Arbeitsraum. Wie wird angebaut? Wollen wir beim neuen Raum ein oder zwei Fenster haben? Wollen wir sie nebeneinander an einer Front oder auf zwei Fronten verteilt anbringen? Wie groß ist der Kostenunterschied? Die Preisliste sagt es sogleich.

Man wohnt auch dynamisch, was die technischen Anlagen des Wohnhaus anbetrifft: Heizung, Wasserversorgung, Beleuchtung — alles ist so angeordnet, daß durch einen Anbau keine Störung eintritt. Alles ist auf Zuwachs berechnet und wird nach Bedürfnis verlängert. Weil alle Stücke des Baus normalisiert sind, so vollzieht sich auch der Anbau sehr schnell. Während das Aufstellen des Hauskerns eine Woche braucht, ist in 1—2 Tagen angebaut.

Man weiß, alles Neue stößt auf Widerstand. Die Eigenart des Wohnhaus ist verbunden mit der Eigenart der Gegend und in enger Beziehung mit den Sitten und Gebräuchen. In seinem Heimathaus fühlt man sich heimelig. Der moderne Wohnbau ist jedoch durchaus keine Extravaganz, sondern ein ernsthaftes Bestreben, den Wohnbau den wissenschaftlichen Errungenschaften anzupassen und durch Sachlichkeit auch den finanziellen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Diese Entwicklung, die sich der allgemeinen organisch einfügt, wird sich nicht hintanhalten lassen. Denn die neue Losung heißt: Sonne, Luft und Haus für alle! H. B.

Zur Hausfrauen-Praxis.

Trockene Luft.

So angenehm die Zentralheizung ist, sie hat einen nicht zu unterschätzenden Fehler — die Erzeugung trockener Luft. Man führt der Zimmerluft den mangelnden Feuchtigkeitsgehalt dadurch zu, daß man Wasser zum Verdunsten bringt. Am besten geschieht dies durch Aufhängen nasser Tücher, ein Mittel, das die Hausfrau aber aus begreiflichen Gründen nur ungern anwenden wird. Die Aufstellung flacher Schalen auf den Heizkörpern kommt durch die Anbringung der Radiatoren dicht unter dem Fensterbrett zumeist auch nicht in Frage, und die im Handel befindlichen schmalen, anzuhängenden Wasserverdunster treten zwar am wenigsten in Erscheinung, erfüllen aber durch die geringe Wasseroberfläche nicht vollkommen ihren Zweck.

Wie also verbessert man wirksam die trockene Luft ohne den Eindruck des Raumes zu beeinträchtigen? Wieder einmal kommt da die Elektrizität zu Hilfe. Ein elektrischer Tauchsieder oder Wasserkocher ist in jedem Haushalt vorhanden. Es genügt vollkommen, eine geringe Wassermenge offen zum Kochen zu bringen, was in wenigen Minuten geschehen ist. Bei der Teebereitung am Eßtisch beispielsweise läßt man das restliche Wasser bei ausgeschalteter Teemaschine offen verkochen. Der heiße Wasserdampf wird sofort von der trockenen Luft aufgenommen und man erhält auf diese Weise in kürzester Zeit eine gesunde Zimmerluft, für die zur Vermeidung von Erkältungen immer Sorge getragen werden soll

Der Ueberschuh.

Ebenso wenig wie man von einer Mode in Haushaltgeräten sprechen kann, gibt es eine Mode in Ueberziehschuhen. Die Entwicklung des hohen Schaftstiefels aus dem einstigen, anspruchslosen Gummischuh ist eine Zweckentwicklung. Während der Gummischuh nur die Aufgabe hatte, den Fuß vor Feuchtigkeit zu bewahren, schützt der hohe, fast bis zum Knie reichende Ueberschuh gleichzeitig Bein und Strumpf vor Nässe und Schmutz. Trotzdem ist der hohe, sogenannte Russenstiefel nicht für jedes Bein vorteilhaft, für nicht ganz schlanke Beine eignet sich besser der kurze Ueberschuh, dessen Stulpen, hochgeklappt, auch den Strumpf schützen.

Die Ueberschuhe bedürfen, da sie groben Straßenschmutz aufzufangen haben, besonderer Pflege. Rips- und Gabardine-Schuhe mit Gummisohle und -absatz müssen nach dem Gebrauch zunächst trocknen, was mit Rücksicht auf den Gummi nie am heißen Ofen geschehen darf, weil der Gummi sonst bricht. Der Schmutz von den Gummiteilen wird sofort mit kaltem Wasser entfernt, das Abtrocknen geschieht mit einem weichen Tuch. Der Stoff wird, nachdem der Schmutz getrocknet ist, gut ausgebürstet und danach strichweise mit leichtem Salmiakwasser abgerieben. Sind die Schuhe im Laufe der Zeit stark verschmutzt, tut eine Waschung in kalter Persillauge Wunder. Man löst das Persil hierzu in dem bekannten Mengenverhältnis in kaltem Wasser auf, stellt die Schuhe, nachdem das Pulver völlig zergangen ist, hinein und bürstet sie in dem Seifenwasser strichweise ab. Nach einem Spülbad in klarem lauwarmen Wasser müssen sie trocknen.

Gummistiefel müssen sofort gesäubert werden, damit sich der Schmutz nicht verkrustet. Dies geschieht am besten mittels eines Schwammes, den man in laues Boraxwasser taucht. Danach verleiht ihnen ein Ueberstreichen mit wenig Vaseline oder Glycerin Weichheit und Glanz. Wird der Gummi unansehnlich, bepinselt man ihn mit Gummilack, der in jeder Drogerie zu haben ist, er wird danach wie neu. Kleine Reparaturen an Gummischuhen kann man selbst vornehmen. Man stellt hierzu einen dicken Brei aus Kolophonium her, das man in Spiritus auflöst, und bestreicht damit die schadhaften Stellen. Die Masse verhärtet sich bald.

Kleine Mitteilungen.

Die Firma Wander A.-G. versendet einen hübschen Prospekt ihrer Geflügelsarm. Ferner empfiehlt sie einen Schüttelbecher, in dem Ovomaltine, mit kalter frischer Milch gemischt, ein kräftiges erfrischendes und sofort fertiges Getränk ergibt.

Das Frauenblatt - Reiselektüre

Denkt daran, dass unser Blatt an den **Bahnhofbuchhandlungen** von Arbon, Buchs, Chur, Frauenfeld, Herisau, Romanshorn, St. Gallen, Wil, Winterthur, sowie in den **Kiosken** in Basel, Bern, St. Gallen und Zürich erhältlich ist.

Gebt es den Freunden mit - auf Reisen liest man gern.

das, welches sich und andern stets wieder das Spiel verdirbt.

Aber — der Kindergarten will ja eine Gemeinschaft bilden — wie will er die „Zähmung der Widerspenstigen" vornehmen?

Ja, freilich, es scheint zunächst unmöglich. In Gemeinschaft beisammen leben versteht sich nie von selbst — und erst nicht mit diesen Lebensneulingen.

Eine Gemeinschaft ist mehr als eine Gesellschaft, welche nur in Geselligkeit, in vorübergehendem Beisammensein besteht. Gemeinschaft verlangt andauerndes gutes Wollen.

Wer begleitet und ermißt den bedeutsamen Schritt des Kindes aus dem Heim in den Kindergarten, aus der vertrauten — in die fremde Umgebung? In diesen erweiterten Kreis der „andern", der Schritt in die Gemeinsamkeit?

Die negativen Folgen und Fehlversuche in der Annäherung zu Gefährten werden zwar bald geahndet und bestraft. (Siehe Erziehungsdressur auf Promenaden.) Zank und Streit, sich balgen und plagen wird als „böse" gebrandmarkt und bedroht — aber damit wird kein Kind hinüber gelockt zur Gemeinsamkeit. Die Schwelle zu überschreiten vom Ich zum Du wird den meisten Kindern schwer, und wenn ihnen nicht einsichtsvoll geholfen wird, so bleibt ein Stolpern, eine Zaghaftigkeit, eine verhüllte Prahlerei oder anderes mehr zurück.

Hier will und kann der Kindergarten helfen — dem Kind und der Mutter.

Zwar hat manches Kind beim Eintritt einen harten Anprall zu bestehen, ein beklemmendes Angstgefühl zu überwinden angesichts der 30 Kameraden, von denen es beguckt wird, die sich schon behaupten können, vor denen es vorläufig noch nichts gilt.

Vordem war dem Kind sein Ringsum im Daheim alles, die Welt, und sein Persönchen fühlt sich als selbstverständlicher Mittelpunkt. Und nun! Eines unter vielen, gleichgestellt. Aber auch gleichberechtigt. Spielzeug, Material, Raum, Platz — für alle, dem einen so viel wie dem andern. Aufforderung, Ordnung, Reihenfolge gelten ihm wie den andern. Wie unerhört neu und fremdartig das wirkt auf Einzelkinder, auf Buben mit Gassenfreiheit, auf Mädchen mit Treibhausluft!

Nun führen gemeinsame Singspiele, Tätigkeiten aller Art, Spiele, Lieder, Plaudereien, Freuden und Erlebnisse, Austausch, ein Sichmessen und Anerkennen ganz allmählich zu einem spürbaren Kontakt, zu einem Vertrauensverhältnis mit der neuen Umgebung und ihren Menschen und Dingen.

Statt untätig neben den andern zu stehen, ablehnend sich zurückzuziehen, hinterrucks das Spiel dem andern zu verderben, im Winkel allein sich zu beschäftigen, oder einzig und abgegrenzt nur dem eigenen vorherrschenden Interesse zu leben — erwacht der Impuls, mitzutun, erwacht nach- und mitmachen, erwacht Helferwille, erwacht das Interesse am andern und für den andern. Darin steht die Kindergärtnerin die Anzeichen der Eingliederung. Das Kind verliert sich nicht mehr in der Gesamtheit, es beginnt als Glied derselben zu fühlen.

Damit ist ein Wollen in den Kindern angeregt. Ein natürliches Wollen zum Guten hin, wenn es ohne Zwang, ohne zwingende Suggestion geschieht. In den Kindergärten Soviet-Rußlands, in den italienischen Kindergärten ist die Gemeinschaftsbildung oberster Grundsatz, allein sie erhält ausdrücklich politische Färbung. Damit beengt sie die Gemeinschaftsbildung des Menschentums, welche doch wohl allein berechtigt und wünschbar ist im Kindergarten.

Frei heraus muß die Gemeinschaft wachsen aus Lust und Drang, ein natürliches Sprießen und Knospen. Wie das Wachsen der Pflanzen müssen innere Kräfte das Neue herausschaffen. Die Kindergärtnerin selbst muß sich entfaltete schöpferische Kräfte erringen, Kräfte der gebildeten Intelligenz und Kräfte des gebildeten Gemüts, wenn sie 30 Vier- und Fünfjährige ohne Drill, ohne Sentimentalität einer freien disziplinierten herzerfreuenden Gemeinschaft soll zuführen können.

Sie selbst muß in Gemeinschaft stehen mit der Umwelt, mit Natur und Menschen, denn die Gemeinschaft des Kindes umfaßt Tiere, Pflanzen, Menschen, Engel — Gott. Hier wurzeln die Entwicklungskräfte des Kindes, die es später verbinden mit Welt und Mitmenschen, die ihm helfen, den Weg zu finden als Einzelnes zum Ganzen.

Ein leiser Anfang nur kann im Kindergarten gemacht werden, doch ein nicht zu unterschätzender Anfang. Wer ihn schon gesehen und erkannt hat, wer die kräftige Selbstentfaltung sich paaren sah mit echter Hinneigung zum andern — dem scheint es fraglos, daß der Kindergarten jedem Kind eine wertvolle Ergänzung zum Elternhaus sein kann. M. v. Greyerz.

Eine Auswahl guter, alkoholfreier Wirtschaften u. Gasthöfe

Die alkoholfreien Wirtschaften
des
Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften
in Zürich

1. Blauer Seidenhof, Seidengasse 7, Zürich 1, 3–5 Min. v. Hauptbahnhof
2. Karl der Große, Kirchgasse 14, b. Großmünster, Zürich 1
3. Oliventaum, Stadelhoferstr. 10, b. Stadelhoferbahnhof,
4. Volkshaus Helvetiaplatz, Zürich 4 (Zürich 1
5. Freya, Freyastraße 20, Zürich 4
6. Sonnenblick, Langstraße 85, Zürich 4
7. Wasserrad, Josefstraße 102, Zürich 5 P169Z
8. Kirchgemeindehaus Wipkingen, Zürich 6
9. Lettenhof, Wasserwerkstraße 108, Zürich 6
10. Platzpromenade, Museumstraße 10, Zürich 1
11. Rütli, Zähringerstraße 43, Zürich 1
12. Zur Limmat, Limmatquai 32, Zürich 1
13. Rosengasse 10, Zürich 1
14. Frohsinn, Gemeindestraße 48, Zürich 7
15. Lindenbaum, Seefeldstraße 113, Zürich 8
16. Kurhaus Zürichberg, Zürich 7, Pensionspreis Zimmer inbegriffen Fr. 6.80 bis 8.— täglich
17. Kurhaus Rigiblick, Zürich 6, P'preis wie Kurhaus Zürichberg
18. Baumacker Oerlikon-Zürich

Hauptbüro des Vereins für Auskunft und Stellenvermittlung
Gotthardstraße 21, Zürich 2

Basel P 8796 Q
Alkoholfreies Café
Batterie
A. & H. Keuerleber
beim Wasserturm
Tel. 21 438 Tram 15 u. 16

BASEL Hotel Baslerhof
Christl. Hospiz, Aeschenvorstadt 55
Bestbesucht. Familienhotel II. Rang. Moderner Komfort. Zimmer teils mit fließ. Wasser v. Fr. 4.50 an. Alkoholfreie Restauration mit 200 Sitzplätz. Preisemäßig. **Eigene Konditorei.**
P 8798 O

Alkoholfr. Hotel u. Restaurant
Seehof in Hilterfingen
a. Thunersee. — **Das ganze Jahr geöffnet. — Ferien- u. Ruhebedürftige** finden stets freundl. Aufnahme. **Sorgfält.** Küche. Mod. eingerichtete Zimmer mit fl. warm. u. kalt. Wasser. **Zu jeder Tageszeit Kaffee, Kuchen etc. — Schöne Sitzungszimmer.** Tel. 92.26
Die Leiterin: O. Herzog-Sutter

Thun „Thunerstube"
Balliz 54 Tel. 34.52
Alkoholfreies Restaurant der Frauenvereine
Moderne Gastzimmer mit fliessendem Wasser, Bad Lift, zu Fr. 3.50, 4.– und 4.50. Pensionspreise Fr. 7.50 und 8.–. Mahlzeiten in verschiedenen Preislagen (kein Trinkgeld) P 11211 T

LUZERN P 7229-2 Lz
Hotel Waldstätterhof
beim Bahnhof
Hotel Krone
am Weinmarkt
Alkoholfreie Häuser des gemeinnützigen Frauenvereins der Stadt Luzern

Alkoholfr. Gemeindehaus Z. „Sonne" Wädenswil (Zentrale Lage)
Diverse heimelige Lokalitäten auch geeignet für Gesellschaften u. Vorträge. Radio und Grammophone
Gute selbst geführte Küche.
Passanten und Pensionären höflich empfohlen. P 175 Z

Bern Daheim Alkohofreies Restaurant
Schöne Hotelzimmer - Zeughausgasse 31
Tel. 24.929
P 7265 Y

Luzern schöne Zimmer à Fr. 3.—
Walhalla
alkoholfrei
sorgfältig geführte Küche — auch vegetarisch
Theaterstrasse bei der Kapellbrücke
P 7019-5 Lz